

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 13. Alle 8 Tage erscheint eine Nummer. Berlin, 1. April 1858. Preis: Vierteljährlich 20 Silberg. IX. Band.

Amy Moss
 oder
das Blockhaus am Scioto.
 (Fortsetzung.)

5. Kapitel.

Der Schlupfwinkel des stillen Jägers. Das Froschloch.
 1.

Die Spur war vollkommen klar und untrüglich. Die Füße der Indianer, des Mädchens Schuhe, die Hufe der beladenen Pferde, die der Kuh, das wirre Durcheinander der Fußtapfen der unruhigen Schweine, welche oft seitab gingen und wieder zurück getrieben werden mußten — das Alles ließ den Reisenden keinen Zweifel übrig und erleichterte die Verfolgung der Feinde ihnen um so mehr, da der Weg ein bequem ausgehauener war, den die Indianer früher häufig zu freundschaftlichen Besuchen in Krähenest bemerkt hatten, wo sie, von dem gutherzigen Jäger freundlich aufgenommen, mit diesem jagten; denn er war ihnen wohl bekannt und hatte sogar, als er fast noch ein Knabe, ihnen im Kampfe gegen ihre Feinde beigegeben.

Die drei Wanderer folgten, in tiefes Schweigen versunken, der Spur. Einer hinter dem Andern hergehend, bis der Wind in den Bäumen zu seufzen begann, die Dämmerheit über ihren Häuptern dichter ward, und der Wald jenen geheimnißvoll düstern Charakter annahm, welcher großen Wäldern vor

Anbruch der Nacht stets eigen ist. Ungefähr eine Viertelstunde vor völliger Dämmerheit gelangten sie in die Nähe eines Flüsschens, eines der Nebenflüsse des Sciotostromes.

„Halt!“ sagte Gusta plötzlich zu seinen Gefährten, welche rastlos vorwärts schritten — Harvey, mit dem Auge des Künstlers die wechselnde Beleuchtung beobachtend, die das Dämmerlicht über die Blätter der Bäume ausgoß — der stille Jäger der Vergangenheit denkend und über seine finstere, einsame Zukunft brütend.

Alle drei standen augenblicklich still, wie versteinert, obgleich ein fast nervöses Zittern Harrods mächtige Glieder schüttelte. Gespannt schauten sie dorthin, wo des Indianers Finger ihnen eine kleine Rauchsäule zeigte, welche vom Ufer des Flusses aufsteigen schien. Sie schritten wieder vorwärts, durch das tiefste Dickicht sich einen Weg bahndend, welcher sie bald zu einer offenen Stelle führte, wo sie bemerkten, daß der Rauch von einem verlassenen Feuer herrühre. Dem Ufer des Flüsschens entlang gehend, suchten unsere Wanderer um die Spur des Zuges, watenen durch das Wasser, in der Hoffnung, am jenseitigen Ufer die Spur wieder zu finden, doch vergebens — sie war verschwunden.

„Das ist wieder so eine Indianerteufelei!“ sagte Harvey ärgerlich. „Hat sie der Teufel alle geholt, oder sitzen sie auf den Bäumen?“

Harrod war auf der anderen Seite des Flüsschens, und als Gusta und Harvey wieder zu ihm hinüber gingen, sahen sie, daß er die Knochen und einige Reste vom Fleische der Kuh gefunden, welche hier geschlachtet und theilweise verzehrt worden war. Bald darauf ward auch das Pferd entdeckt, angebunden hinter einem Busche.

„St!“ flüsterte Gusta.
 „Das ist meiner Treu das unbegreiflichste Blendwerk. Ich glaube, wir haben Jeder ein Loth Sand in den Augen oder sehen nicht in der Dämmerung. Sie sind gewiß hier in der Nähe verborgen.“

Der stille Jäger schüttelte den Kopf.
 „Das Wasser ist weich und die Erde ist hart; die Erde hinterläßt ein Zeichen, aber das Wasser zeigt keine Spur.“

„Das ist's auch,“ sagte Harvey, „sie hatten Canots, schlachteten die Kuh und die Schweine und saßen auf dem Flusse davon.“

„Am Morgen werden wir unsere Augen reiben und klar sehen,“ erwiderte Gusta, „sie haben nur ihren Raub und die Gefangenen in die Canots gebracht und sind zu Fuß gewandelt. — Aber sie sind keine Zauberer, werden einen Wyanot nicht täuschen. Morgen finden wir ihre Spur.“

„Ihr habt Recht, Gusta,“ sprach Harvey, „und somit müssen wir warten. Aber dieser Platz, dünkt mich, ist gerade kein einladendes Nachtlager. — Ich fühle schon das Scalpirmesser auf meinem Schädel, wenn ich nur daran denke, hier zu schlafen.“

Der stille Jäger machte seinen Fremden ein Zeichen, ihm zu folgen, woraus sie entnahmen, daß er einen besseren Ort wisse; sie gingen hinter ihm her aufwärts am Flusse und waren ungefähr 50 Fuß von der Feuerstelle entfernt, als Harrod Beide heftig nieder stieß und ihnen durch Miene Schweigen gebot.

Dämmerheit lag jetzt über Wald und Ebene, der Gesang der Vögel, der Schrei des Kranichs war verstummt und nichts mehr hörbar, als das leise Geflüster der Bäume, die ihre



Harrod und Harvey.
 „In diesem verhängnißvollen Augenblicke sank ein schwerer, blitzender Gegenstand durch die Luft etc.“ (Seite 99.)

Haupter küßend zu einander neigten, nichts als der geheimnißvolle Gesang der Natur — eine Art leisen Getöns, den Saiten der Aeolsharfe vergleichbar, welche oft in einsamen Wäldern den Sonnenuntergang begleitet, so daß die Nacht nicht nur sichtbar und fühlbar, sondern auch hörbar herab sinkt.

Und doch ward ein Schritt laut im Schritt — als wenn ein verspäteter Fremdling sich beeilt, dem freundlichen Feuer näher zu kommen, um welches versammelt er seine Freunde zu finden hofft; und das Feuer brannte wirklich, neu entzündet von unseren nächtlichen Wandrern, die Bäume umher mit röhlichem Lichte färbend.

Eine dunkle Gestalt erschien nun am äußersten Rande des Lichtkreises, schau sich umsehend und laufend, wie der vom Lager aufgeschreckte Hirsch des Waldes. Sie schen zurück in's Dicht der Büschen zu wollen, doch zu spät. — Ein Gewehr knallte, ein tödender Blitz flog pfeilschnell durch die Luft. Die Gestalt sprang in die Höhe, that einen gellenden Schrei und sank neben dem Feuer zu Boden. Harrod, der diese That verübt, ging ruhig zurück zum Feuer, tödtete den Indianer (denn ein solcher war es) vollends und kam dann zurück zu seinen Gefährten, welche sich leise Bemerkungen zusüßtesten über das Thun Harrod's, dessen ganzes Wesen verräth, daß er fortan die Rache zu seiner Lebensaufgabe gemacht.

Den Freunden voran, schritt der stille Jäger jetzt stromaufwärts den Pfad, der nach der sogenannten Teufelsöhle führte. Sie hegten zwar vollkommenes Vertrauen zu der Klugheit und Besonnenheit ihres verwegenen Führers, welcher alle Pfade und Schlupfwinkel des Waldes genau kannte; doch hatten sie so oft schon, bei Panther- und Hirschjagden, diesen Ort besucht, und begriffen Beide nicht, wie Harrod ihn als Versteck wählen könne.

Die Wellen des Flüsschens rauschten stärker, bis an die Knie waten die Jäger im Wasser, denn die Ufer stiegen steil in die Höhe, so daß sie keinen Raum mehr für den Fuß des Menschen boten — endlich erreichten die Wanderer die Mündung der Teufelsöhle.

Die Nacht war finster, dennoch konnten ihre an die Dunkelheit gewöhnten Augen die hervorstechendsten Züge des Ortes erkennen. Die Ufer stiegen hier ungefähr zu 50 Fuß Höhe empor, zur Hälfte steile Felswände, an deren starre Brust sich nur hier und dort ein kränklicher Strauch kletterte, weiter nach oben eine Mischung von Erde und Stein, welche Bäumen und Büschen mancher Art Nahrung gab. In der Höhle selbst war es ganz finster, sogar der Quell, der, ein silberner Faden, die Mitte der Höhle durchschneidet, und den man bei Tag, wo die heißen Sonnenstrahlen in den Höhlen der Nacht Kühlung suchen, gar wohl fließen sehen konnte, ward jetzt nur gehört, rauschend, murmelnd, brausend, wie das Wasser am Wehr.

„Wie groß ist diese Scene!“ rief Harvey, einem Gefühl von Bewunderung unwillkürlich Ausdruck gebend.

„Komm!“ flüsterte Gusta, „Harrod ist verschwunden.“

„Holla, wo ist er?“ rief Harvey — „das Wasser kann ihn doch nicht entführt haben!“

„Komm!“ wiederholte Gusta leise. „Hier ist ein Steig im Wasser; taste nur immer mit der Hand am Felsen links entlang — auch eines Adlers Auge könnte hier nicht sehen, wir müssen fühlen wie Maulwürfe.“

Harvey gehorchte, und während er mit der Hand den Fels entlang glitt, bemerkte er, daß er auf einem Felsrande ging, welcher kaum vom Wasser bespült war, das vielleicht zwei Zoll von diesem Fußpfade abwärts mit rasender Eile daherrauschte.

So schritten sie vorwärts im tiefen Dunkel, nichts sehend, als das schwarze Felsufer, nichts hörend, als den reisenden Strom zu ihren Füßen.

Harvey ging voran, im Stillen wünschend, dieses Umhertappen in der Finsterniß möge endlich ein Ende nehmen, und seine Augen anstrengend, einige Schritte vor sich zu sehen — da hörte er plötzlich Gusta's Stimme dicht an seiner Seite.

„Ho!“ sagte der Indianer, dessen ganzes Wesen und Thun oft noch den Kampf zeigte zwischen den Gewohnheiten eines Wilden und denen eines civilisirten Mannes; „ho! kein Biber im Damm, kein Fuchs im hohlen Baum, keine Otter im Loch hatte je einen bessern Schlupfwinkel als diesen. Ho, der ist gut!“

Der stille Jäger, der ihnen hierher vorausgegangen, zündete nun eine Fackel an, bei deren Scheine Harvey den Charakter des Ortes unterscheiden konnte. Es war eine felsenhöhle, ungefähr 15 Fuß hoch, 10 breit und eben so tief. Die Felsen vereinigten sich über dieser Höhle so dicht, daß nicht einmal bei Tage ihr Dasein durch Rauch verrathen werden konnte, weil er verslog, ehe er bis zu den Gipfeln der hohen Bäume aufgestiegen.

„Eine köstliche Höhle, ein wahrhaftiger Fuchsbau!“ sprach Harvey, die Nase von seinen Stiefeln schüttelnd. „Ich denke hier mag manche vierbeinige Rothhaut sich vor der Flinte des Jägers versteckt haben. Meiner Treu! hier ist's gut. Das also, Harrod, ist Euer alter Schlupfwinkel von früher, als hier in der Gegend noch keine Ansiedler waren?“

Harrod nickte mit dem Kopfe.

Er hatte die Fackel in einen Holzkloß gesteckt, der zu diesem Zwecke ausgehöhlet war, und überließ alles Andere den Freunden, mit der Hand nach einer Ecke zeigend, wo Holz, Hirschfleisch, ein Krug und Thierfelle sich befanden. Harvey und Gusta machten rasch ein Feuer, bereiteten ihre Mahlzeit, verzehrten sie in Harrod's schweigender Gesellschaft, zündeten dann ihre Pfeifen an und bereiteten sich vor zu einer ersten Unterredung über die ihnen obliegenden Pflichten — Pflichten, welche freilich für Beide nicht gleich wichtig waren — denn welche Pflicht könnte heißer mahnen, als die im Herzen eines liebenden Jünglings, welcher die Geliebte aus den Händen rauchloser Feinde befreien soll?

Gustaloga, der ernste, tapfere Indianer, liebte Amy mit aller Gluth seiner noch ungezähmten, halb wilden Natur; er liebte sie, ohne die Hoffnung sie je besitzen zu können, ohne auch nur den Gedanken zu hegen, diese Liebe sei etwas anderes, als der schöne Traum seines Herzens; und doch war diese von dem Schleier stiller Trauer umhüllte Liebe zu ihm so größerer Höhe gestiegen, als der Schmerz derselben für diese seltsam starke und innige Jünglingsseele nicht ohne Reiz blieb.

Gustaloga liebte Amy, die verlobte Braut Squire Barton's, gegen den er einen instinctiven Widerwillen fühlte,

den er indeß nie anders als durch völliges Ignoriren des genannten Herrn an den Tag legte.

Amy bemerkte dies oft mit stiller Verwunderung. Doch da wir nicht befugt sind, Amy's geheime Gedanken und Gefühle auszuplaudern, ehe sie selbst dieselben enthüllt, so kehren wir zu der kleinen Gruppe zurück, welche in der Felsenhöhle der Ruhe pflegte.

„Was hat Harrod vor?“ flüsterte Harvey leise seinem Freunde zu, nachdem er die zur Zufriedenheit gestopfte Pfeife zu rauchen begann.

Gustaloga sah sich wieder nach rechts noch nach links um, und dennoch hatte sein Ueberblick die Beschäftigung des stillen Jägers in einem Moment erfaßt. Harrod schien nämlich ganz versunken in ein bei den Amerikanern jetzt sehr beliebtes Vergnügen. Er schnitzte.

In der Hand hielt er ein großes Stück Tannenholz, dem er mit dem Messer eine Form zu geben bemüht war. Nachdem er diesen Zweck zu seiner Zufriedenheit erreicht, bohrte er ein Loch durch das eine Ende des Holzes und zog einen Riemen durch dasselbe. Dann schnitt er mit unheimlichem Lächeln einen Korb in das Holz.

Die Freunde hatten unterdessen seinem Treiben still zugehört — als er den Korb einschneidte, schrie Harvey plötzlich laut auf vor Schreck und Staunen.

„S ist ein Korbholz, Gusta — alle tausend Donner — was war ich denn für ein einäugiger Schütze, für ein blinder Maulwurf, daß ich es nicht gleich gesehen. Der Korb ist für den ersten getödteten Indianer — auf dem Holze haben 200 Plaz.“

„An den Ufern des weiten Meeres,“ sprach Gusta und zeigte mit der Hand nach Nord, „tragen die Rothhäute eine Perle für jeden Scalp; unser weißer Bruder schneidet ein Werkzeichen in ein Stückchen Holz — die Weißen tragen es mit sich umher, wie ihre Priester die kleinen Götterbilder.“

„Ihr irrt,“ entgegnete Harvey, „nicht unsere Priester, Ihr verwechselt uns mit den Römern.“

„Alle beten denselben Vater an,“ sprach Gusta leise, mehr zu sich selbst als zu Harvey. — „Warum sagt ein Mensch so, der andre so?“

Gusta seufzte. Er hatte zwar den Geist des Christenthums bis zu einem gewissen Punkte gefaßt, doch der Glaube war noch nicht in ihm, so sehr auch Amy und Jane, unterstützt von Mary's Vater, sich bemüht hatten, seine Seele zum Glauben zu führen.

Der Künstler antwortete nicht, da er fürchtete, mit dem Indianer auf dieses Thema zu gerathen, welches schon oft zu Streitigkeiten zwischen ihnen geführt; er rauchte mit verdoppeltem Eifer seine Pfeife und blickte mit geheimem Schauder zu dem beraubten Gatten und Vater hinüber, dessen menschlich warmes Herz durch die Leidenschaft der Rache in das eines Tigers verwandelt schien.

„Harvey,“ sagte Gustaloga, nachdem er eine Weile nachdenklich seine Pfeife geraucht, „mein Herz ist sehr traurig; der Singvogel ist sicher im Wignam des Vaters, aber der Königsvogel sitzt traurig in der Höhle der Shawnees.“

„So ist's, Gusta,“ erwiderte Harvey betrübt, „und wir müssen Amy befreien, und sollten wir sie einem ganzen Schwarm der schmutzigen Hallunken abjagen!“

„Mein Bruder ist ein Tapferer und kein Brähler,“ entgegnete Gusta sanft. „Er spricht wohl davon, mit einer Wolke von Männern zu sechten, aber er kann es nicht meinen. Der Shawneebücker sind so viel als Wochen im Jahre, und jedes Dorf hat mehr Krieger als Tage im Jahre.“

„Nun denn, bei allen Millionen Waldkobolden, was ist da zu thun?“ rief Harvey ungeduldig.

„Wenn der Fuchs ein festes Feldhuhn im Grafe sieht, so flücht er nicht darauf zu, denn er hat keine Flügel, sondern er kriecht still und vorsichtig umher, wo die Vögel ihre Nester bauen, und obgleich sie Flügel haben und er nicht, ist er doch schneller als sie und flieht in den Wald mit seiner Beute.“

„Ich verstehe Euch, Gusta, Ihr habt gewiß so eine Teufel vor, die Ihr unter den Wyandots gelernt. — Gut denn, es liegt einmal in Eurer Natur und da will ich nicht widersprechen. — Uebrigens ist das hier in den Wäldern ganz angebracht. Die Indianer sind keine Soldaten und der Wald ist kein Schlachtfeld. — Was denkt Ihr zu thun?“

Der junge Indianer stand auf, um zu antworten, und Nichts von seiner halben Gentleman-Erziehung war jetzt an ihm zu erblicken. Er war ganz ein Krieger. Er legte Pfeife und Flinte nieder und richtete sich empor mit all der stolzen Würde eines indianischen Häuptlings und Kriegers. Die beiden weißen Männer betrachteten ihn; Harrod mit leeren, zerstreuten Blicken, Harvey mit tiefem Ernste und jener innigen Zuneigung, die ihn zu dem jungen Indianer zog mit fast geheimnißvoller Macht, deren Ursprung er selbst sich nicht zu deuten wußte.

Gusta begann: „Die Shawnees sind Nemmen. Wohl giebt es Thiere in den Wäldern, Vögel in den Lüften, Fische in den Strömen und Krieger in den Gründen noch Sonnenuntergang; aber die Shawnees sind zu lässig, im Walde zu jagen, zu träge, den Vogel zu schießen, zu einfüßig, zu fischen im Strome, zu feige, zu sechten mit Männern. Es giebt auch einige Langmesser in den Wäldern, weiße Männer, die sich Wignams bauten, die Korn wachsen ließen, ihr Brod zu bereiten, die jagten und fischten, wie die rothen Männer. Sie thaten ihnen kein Leid, begruben die Streitart und rauchten die Friedenspfeife mit den Indianern. Aber die Shawnees sind Schlangen; sie drücken die Hand mit der Rechten und tödten mit der Linken. Sie sind gekommen wie rothe Fische und haben den Königsvogel hinweg gestohlen — hier erhob seine Stimme stolz und mächtig und ging dann in melancholische Weichheit über — sie kamen hinterlistig, wie Schlangen, wie wilde Katzen, sie tödteten ein Weib und das kleine Kind, das noch nicht gehen konnte, und stahlen das kleine hüpfende Reh, den Sohn des Langmessers mit dem großen Herzen. Sie schlichen fort gleich wilden Thieren, sich wieder in ihren Höhlen zu verbergen, aber Männer sind ihnen auf den Fersen. Wenn sie sich umschauerten, werden sie Krieger sehen — Einer von ihnen erlag schon einer tapfern Hand.“

Und er verneigte sich mit männlicher Anmuth gegen Harrod, welcher jedoch kein Zeichen der Erwidderung gab.

„Das große Herz ist müde, die Freunde Gusta's bedürfen Ruhe. Wögen sie hier in sicherer Höhle rasten zur Nacht und ihren Weg fortsetzen, wenn die Sonne auf der Erde leuchtet. Gusta wird allein gehen.“

„Wohin?“ fragte Harvey rasch und Gusta erklärte ihm seinen einfachen Plan.

Ungefähr 9 oder 10 Meilen entfernt lag ein Indianerdorf. Der Weg dorthin, obgleich gerade, hatte dennoch Schwierigkeiten, die zu überwinden eben nur einem Sohne der Wälder leicht ward. Gusta glaubte diesen Weg bis zur nächsten Nacht hin und zurück machen zu können. Da er mit dem Stamme, welchem Tecumseh, Amy's Entführer und Retter, angehörte, sehr vertraut war, zog er den Schluß, dieser Häuptling werde seine Beute vorerst nach diesem Dorfe, als nach dem nächsten, gebracht haben, von welchem aus wieder nur eine kurze Strecke nach dem eigentlichen Wohnorte Tecumseh's war, der ohne Zweifel Amy für sich zu nehmen gedachte.

„Woher wißt Ihr, daß gerade Tecumseh sie raubte?“ fragte Harvey.

„Mein Bruder hat ein scharfes Auge, aber er ist kein Indianer, der in den Wäldern geboren. — Kannst Du die kleinen Zeichen im Wuche lesen?“

„Sonderbare Frage, Gusta; Ihr wißt ja, daß ich's kann.“

„Und der Indianer kann die Zeichen des Fußes lesen,“ ergänzte Gusta mit etwas verlegenem Gesicht, da er Harvey's lachendes ansah und doch das Wortspiel nicht unterdrücken mochte.

„Gusta, Ihr seid drollig mit Eurer Indianerweis über den Abdruck eines Buches und eines Fußes,“ lachte Harvey. „Schade, daß das Jane nicht gehört hat, wie würde die lachen und ihre kleinen weißen Zähne zeigen. Sie würde sagen: Ei, was hat der Gusta in 6 Jahren gelernt!“

Gustaloga blieb einen Moment still, wie in Beschämung über seine Schwäche, und fuhr in der frühern Würdevollen und feierlichen Weise fort, seine Pläne auseinander zu legen.

Er beabsichtigte, im Vertrauen auf seine rothe Haut unter dem Schutze der Nacht sich in das Indianerdorf zu wagen und auszuspähen, ob Amy sich wirklich dort befände, welche Gewisheit für die Befreiung selbst von großem Nutzen sein könne. Noch vor dem Anbruche des nächsten Tages wollte er zurück sein und für kurze Zeit der Ruhe pflegen.

„S ist doch verdammt gewagt, Gusta — ich seh' Euch nicht gern gehen. — Ich wette um kein Gericht Fische, daß Ihr der Gefangenhaft entgeht,“ sprach Harvey bedenklich.

„Gusta läßt sich nicht gefangen nehmen,“ antwortete dieser ruhig.

„Möglich — aber Schlimmeres kann Euch widerfahren,“ fuhr der Maler trübselig fort.

„Gusta läßt sich nicht scalpiren — hat lange Beine —“ gab der Indianer zur Antwort.

„Nun, so verprecht mir, daß, wenn sie Euch entdecken, Ihr Reißhaus nehmen und davon rennen wollt.“

Gusta machte ein Zeichen der Bejahung und begann nun sich aller Kleidungsstücke zu entledigen, welche an einen civilisirten Menschen erinnern konnten, so daß die ledernen Moccasins und eine vom Gürtel bis zu den Knien reichende Tunika sein ganzes Kostüm ausmachten. Darauf nahm er aus seiner Jagdtasche die nöthigen Geräthschaften und fing an sich zu bemalen, welche Arbeit ihm Harrod stillschweigend aus der Hand nahm und sie so vollkommen gut zu Ende führte, daß Harvey staunte.

„Ich rathe Euch, Gusta, vor Amy Euch nicht so sehen zu lassen,“ sprach er ernst.

Gusta antwortete nur mit einem jener tiefen Gutturaltöne, die den Ausrufungen der Indianer etwas Schauerliches geben.

Ihr wißt, sie kann die indianischen Manieren an Euch nicht leiden; so würde sie Euch hassen!“

Der junge Krieger sah sehr ernst, fast traurig aus und erwiderte Nichts. Er war nun fertig, nahm die Flinte in die Hand, hing Pulverhorn und Kugeltasche über die nackte Schulter, sagte beiden Freunden ruhig Lebewohl und bereitete sich zu gehen.

„Anfuh, Gusta, ich begleite Euch bis zur Teufelsöhle,“ sagte Harvey aufspringend.

„Die Nacht ist finster — die Steine sind schlüpfrig — Bleib! der indische Krieger wird allein gehen!“ entgegnete Gusta und verließ schnell das Felsenversteck.

„Hartnäckig und eigensinnig, wie die ganze Race!“ brummte der Maler in sich hinein. — „S ist doch eine verteuflert rüscante Sache — der Bursch muß doch in Amy verliebt sein!“

Einmal bei Amy angelangt, schlugen die Gedanken des Jünglings bald einen Seitenweg ein zu Jane; und einmal auf dieser Bahn, verfant alles Andere um ihn her, und seine Seele wiegte sich in einem jener holden Träume, die zuweilen in der Stille der Nacht zu uns hernieder steigen, gleichviel ob wir auf daunenweichem Lager, auf grünem Rasen oder auf felsenharter Erde ruhen, ohne ein anderes Dach, als den sternbesäten Baldachin des Himmels.

Endlich senkte der Schlaf sich auf Harvey's Augenlieder, doch nicht um lange dort zu rasten. Bald erwachte er wieder — das Feuer brannte noch hell und Harrod lag in tiefem Schlafe. Der Maler richtete sich auf und zündete eine Pfeife an; doch unwillkürlich eilten seine Gedanken jetzt zu Gustaloga, und mit diesen gefehrte ernstliche Besorgniß in seine Seele ein.

Er konnte die Gefahr des Unternehmens vollkommen ermessen und wußte gar zu wohl, wie oft die größte Klugheit und Kühnheit nicht hinreichen, ein solches Wagniß zum Gelingen zu führen.

Harvey betrachtete jetzt den Schläfer mit tiefem Mitleid. Wie still er dalag! All seine stürmenden Leidenschaften, seine gewaltigen Schmerzen, seine glühenden Rachepläne — alles ruhte mit ihm — und wer weiß, ob nicht ein freundlicher Traum ihn mit den verlorenen Lieben zusammen führte, ob seiner Seele nicht wirklich im Schlafe jene süße Ruhe zu Theil ward, die der Körper gewöhnlich nach langer, schwerer Arbeit genießt.

„Er schläft; armer Bursch — ich will ihn nicht wecken,“ sagte mit leisem, milden Ton der Künstler. Er liebte diesen Mann mit dem furchtlosen, großen, warmen Herzen, obgleich er ein wilder Jäger war. — „Wie still und heimlich dieser Plaz ist!“ — fuhr er fort — „doch was ist das?“

Vorsichtig trat er in den Felsenschatten zurück und ergriff das Gewehr, da ein Geräusch sich vernehmen ließ, als breche ein schwerer Körper sich Bahn durch die Büsche. Der Felsenhöhle gegenüber ging das Ufer wohl 20 Fuß steil in die Höhe und sprang dann zurück, eine abflüßige Fläche bildend, die

mit Bäumen und Gesträuch bewachsen war. Durch diese nun schien ein schwerer Körper hinzugleiten und hielt jetzt still dicht am Rande der Klippe.

Harvey blickte aufmerksam hinüber zur Höhe — der Mond schien jetzt hell — und richtete sein Gewehr, da er jeden Augenblick glaubte, die glänzenden Augen eines Indianers von bräunen Funken zu sehen.

Das Geräusch dauerte fort, die Büsche theilten sich, und der Kopf eines Panthers, der mit fürchterlich scharfem Instinkt die Nähe des Menschenfleisch gewittert, ward deutlich erkennbar.

„Gott!“ flüsterete Harvey — und feuerte, ohne auch nur einen Moment sich zu besinnen, sein Gewehr ab.

Ein gellender Schrei, dann ein Sprung, ließ vermuthen, daß das Thier entweder getroffen oder herüber gesprungen sei. Harvey zog sich zurück, um sich mit seinem Messer zu waffnen. Anfänglich hatte der durch den Schuß verursachte Rauch ihm die Aussicht benommen, doch jetzt gewahrte er den Panther, der, verwundet und für den Augenblick geschwächt, das Ziel verfehlt, statt an's Ufer, in's Wasser gesprungen war und so eben zu einem Saße sich vorbereitete.

Das wilde Ungethüm schleuderte glühende Blicke auf Harvey und ließ seine Zunge weit aus dem Munde hängen, da er zu neuem Sprünge sich anschickte. Der Künstler schauderte; er hatte seine Flinte niedergelassen und stand mit dem Rücken an den Fels gelehnt, sein langes scharfes Jagdmesser dem Panther entgegen haltend. Dieser ließ ein leises Wiseln vernehmen, bewegte den Schweif und legte die Vorderpfoten auf den Rand des Ufers nahe am Eingange der Höhle.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke sauste ein schwerer, blinkender Gegenstand durch die Luft, eine gewichtige amerikanische Art fiel mit unwiderstehlicher Kraft auf den Schädel des Thieres nieder, das mit gespaltenem Kopf, ein letztes Geheul ausstößend, zurücktaumelte und von den Wellen hinweg getragen ward.

„Meiner Frau,“ sagte Harvey, tief Athem holend, „Ihr tragt den Nagel auf den Kopf. — Harrod, ich bin Euch wirklich sehr verbunden, das Unthier hätte mich mit gutem Appetit verschlungen. — Aber wollt Ihr Eure Beute so im Stich lassen — ich nicht. — Das Fell muß ich haben — es ist ja eine Schönheit!“ Und nur mit dem Messer versehen, tappte Harvey sich am Ufer entlang fort bis zur Teufelshöhle, welche jetzt, Dank den bleichen Strahlen des Mondes, die hier und da durch das dicke Laub der Bäume drangen, etwas heller erschien als am Abend. Vor der Mündung der Höhle lag das Thier am Ufer, still, regungslos, völlig todt. Dem furchtbaren Waidmannsbeil, von solcher Hand geführt, hatte das Leben augenblicklich weichen müssen.

„Ein schönes Thier!“ sprach Harvey, der jetzt ganz Zäuger war, „ein wunderschönes Thier! Ich denke, das Fell soll einen schönen Fustepiech für Jane abgeben. — Schade wär's, wenn die Wölfe es zerrissen — ich ziehe es gleich auf der Stelle ab.“ Gesagt, gethan. Er zog es vollends an eine erleuchtete Stelle des Ufers, setzte sich daneben, vergaß alle Gefahr, vergaß die hungrigen Wölfe, die blutdürstigen Indianer, vergaß seine eigenen, Gasta gegebenen guten Lehren und ruhte nicht eher, bis er das Fell des Thieres ganz vom Körper gelöst. Dann erst ging er zurück nach dem Felsenwerk, seine Beute im Triumph mit sich nehmend.

Dort angekommen, breitete er das Fell sorgsam aus, legte sich dann, ermüdet von seiner anstrengenden Arbeit, nieder und schlief bald so fest, daß Nichts ihn zu wecken vermochte, nicht einmal das Heulen der Wölfe, welche an dem Leichnam des Panthers ihre schwelgerische Nachtmahlzeit hielten.

2.

Wir müssen jetzt die uns bekannnten Personen unserer Erzählung auf einige Zeit verlassen, um andern Scenen und Menschen uns zuzuwenden, die, obgleich scheinbar von untergeordnetem Interesse, doch zum Verständnis und Zusammenhang des Ganzen unerlässlich sind.

In einiger Entfernung vom Scioto, aufwärts nach den Höhen zu, ungefähr 3 Stunden Weges vom Moss und eben so weit von Scowhall, lag eine Loghütte oder ein Farnhaus, das nach einem Puhle in seiner Nähe den Namen „Froschloch“ erhalten. Außer von Jägern und Grenzwohnern ward es noch von allerlei schlechtem Gesindel besucht, das der Krieg in der Gegend zurückgelassen, von Pferde- und Rindviehdieben und dergleichen Leuten mehr. Das Froschloch war auch der Zufluchtsort gewesen für manchen entlaufenen Neger und vor allem der Versammlungsort der sogenannten „weißen Indianer“ oder Renegaten, welche im Kriege eine so verächtliche Rolle spielten und zu ihren Zusammenkünften stets Orte wählten mußten, wo sie vor der Begegnung ehlicher Weißen sicher waren, denn von den Indianern hatten sie Nichts zu fürchten. Hier waren auch während des Krieges die Spione der brittischen Armee aus und eingegangen; hier verkehrten Nothsind, der Shawnee, Simon Girty, der Ex-Amerikaner, der zum Verräther an seinen Landesleuten geworden war, Capitain Peter Drayer, ein Canadier, früher in englischen Diensten, jetzt ein heimathloser Wanderer, und von hier aus hatte während des Krieges der berühmte Capitain Duquesne oftmals seine Expeditionen geleitet.

Eine schmale, schöne Thalschlucht, von Tannen, Lerchenbäumen und Kistern bekränzt, leitete die Wellen eines klaren Baches in einen kleinen Teich oder Puhle, der, den Eingang des Thales versperrend, nach Westen zu abfloß, nach mehrfachen Windungen seines Weges sich mit dem Scioto vereinigte und mit diesem in dem gewaltigen Bett des Ohio sein Ende fand. Rings um den Teich führte ein Weg, und von diesem aus leiteten einige in Fels gebaute Stufen zu einer ländlichen Brücke, welche auf eine Plattform führte, auf der gegen den Fels gelehnt ein Haus von etwas antiker Bauart stand — antik wenigstens für diesen Welttheil.

Dieses sonderbare alte Gebäude, halb aus Stein, halb aus Holz gebaut, war das Wirthshaus zum Froschloch. Ungefähr 5 Fuß über den Boden war das Haus aus Steinen gemauert, die mit Lehm verbunden und fast ganz mit Moos bedeckt waren. Von dort aus bildeten dicht gefügte hölzerne Planken die Wände des Hauses, innen und außen durch Balken gestützt, die bis zum ersten Stockwerk hinauf reichten, das nur eine Art Bodenraum war, zu Schlafgemächern benutzt wurde und nur von außen durch eine Leiter erstiegen werden

konnte. Das Haus hatte mehr Länge als Tiefe und Höhe — es zog sich eine weite Strecke am Felsen hin und zeigte eine so viel verheißende Reihe von Schornsteinen, daß der Besucher es mit der Hoffnung guter Verwirthung betrat.

Und es hielt dieses Versprechen besonders denjenigen, die einen vollen Beutel mitbrachten; Ralph Regin, der Wirth, war ein Mann, der seine Kunden, sobald sie Geld hatten, wohl bediente und Sorge trug, daß es ihnen weder an Essen noch an Trinken in seinem Hause fehle. Da gab es Schinken, Rindsrippen, Hammelfleulen, Hühner und Capaunen, Eierfuchen und Pudding. — Woher das Alles kam, war freilich eine andere Sache und eine, wonach zu fragen Keinem einfiel. — Wachholderbranntwein, Rum, Punsch u. dgl. gab es auch stets in Fülle, und woher das kam, wußte Jeder, denn selten kam einer von den Stammgästen in's Wirthshaus, der nicht eine Portion des feurigen Getränkes mitbrachte, wodurch mehr Indianer in's Haus gezogen wurden, als ihnen gut und als eben nöthig war, die Schenke zu einem angenehmen Aufenthalt zu machen.

Jenseits der Brücke am Hause, nach dem Teiche zu, bildete die Plattform einen wohl 30 Fuß hohen steilen Abhang, welcher den Feinden das Eindringen in's Haus von dieser Seite unmöglich machte. Hier ward der Bedarf an Wasser vermittelt eines Eimers herauf gezogen, an einer Stelle, wo der Teich nicht sehr tief und der blinkende Sand auf seinem Grunde zu sehen war.

Am Vorabend des Tages, da Amy Moss in die Hände der Shawnees gefallen war, führen wir den Leser in das eben beschriebene Wirthshaus ein. Es war ein schöner Abend, die gelbene Fluth des Sonnenunterganges übergoß die bemosten Mauern des Hauses mit leuchtendem Schimmer und besahen das Antlitz eines Mädchens, das an der Brücke stand und gedankenvoll in's Thal hinabschaute. Sie mochte ungefähr 19 Jahre zählen — ihre Gestalt war schlank, doch ihre hübschen Züge zeigten jenen entschiedenen, ja harten Ausdruck, welcher gewöhnlich den Frauen eigen ist, die ihre Lebensstellung viel mit rohen Männern in Verkehr bringt, mit solchen, welche Wirthshäuser zu besuchen pflegen. Sie hatte helle, glänzende Augen und weiße Zähne, die sie nicht ungern zeigte, trug ein Nieder wie die Schweizerinnen, kurze wollene Röcke und rothe Strümpfe. Die ganze Gestalt hatte etwas Keckes, Frisches, Bezauberndes — wie aus dem Meisterwerk eines niederländischen Malers heraus gehoben. Ihren Charakter zu besprechen unterlassen wir, weil unsere Erzählung selbst uns dieser Schilderung überhebt.

„Vater!“ sprach sie plötzlich — doch mit so kaltem Tone, daß man leicht hören konnte, sie gebe diesen Namen mehr aus Zwang als aus freier Wahl — „da kommt ein Fremder den Damm entlang.“

„Wer kann das sein?“ fragte eine rauhe Stimme von innen.

„Weiß nicht — mir scheint, es ist Gram Coof, der Hausfurer.“

„Ei, der Tausend!“ sagte der Wirth, heraus tretend und mit der Hand die Augen schirmend, um die Gestalt des Reisenden besser zu erspähen. Er blickte hinweg über das dunkle Laub des Waldes, das, vom Abendroth angestrahlt, in dämmernder Ferne mit dem Nebel verschmolz, er blickte hinweg über die riesigen Baumwurzeln und Baumstümpfe, auf denen bereits tieferer Schatten lag, und schaute auf die Gestalt des Mannes, der auf einem Pferde, sein Bündel vor sich haltend, im Schritt daher geritten kam.

„Richtig, es ist Gram Coof — hat sein Geld hier herum eincassirt, vermuth' ich. — He, Martha, da kommt Einer, der einen tüchtigen Magen zum Abendbrot mitbringt.“ — dann, sich zu dem jungen Mädchen wendend, fuhr er fort: „Gelt, Kate, schau's wohl aus nach ihm? Heut' Abend kommt er nicht!“

Diese Worte wurden in einem halb scherzhaften, halb ängstlichen Tone gesprochen, als wisse der Sprecher nicht genau, wie die Angeredete sie aufnehmen möge.

Es war ein sonderbarer Mann, der Wirth zum Froschloch. Von kurzem, unterlegtem, kräftigem Körperbau, war ein besonders linksches, täppisches Wesen ihm eigen. Auf dem Kopfe trug er eine hundslederne Kappe, tief auf die Stirn gedrückt, welche wie ein Wetterdach über zwei kleinen, runden, grauen Augen hing, die in ewiger Bewegung bald links, bald rechts, bald vor-, bald rückwärts schauten, als besüchtete der Mann, in jedem Augenblicke einen feindlichen Indianerhaufen, oder Constabler, oder sonst etwas Schreckliches, wofür er keinen Namen wußte, zu sehen. Der untere Theil des Gesichtes war von so dichtem Barte bedeckt, daß sich schwer eine Veränderung der Mienen wahrnehmen ließ, ausgenommen, wenn seine dünnen Lippen über die vorstehenden Zähne mit einem wilden, thierischen Ausdrucke sich schlossen. Er trug eine weiße Blouse, gewirkte Beinkleider und ungeheurer Stiefeln, die für den Kampf mit Sumpf und Morast geschaffen waren.

Dieser Mann, Ralph Regin, hatte früher als Stallknecht in Scowhall gedient, es jedoch, auf Diebstahl ertappt, verlassen müssen, und war seit der Zeit nie wieder dort gesehen worden — ausgenommen bei einer Gelegenheit, auf die wir später zurückkommen werden — wo die Neger ihn lauschend um die Hofgebäude sah.

Zur Zeit, als Ralph von Scowhall verschwand, war ein gräßlicher Mord verübt worden an einem holländischen Anseher und dessen Weib und Kind, der, wie man wußte, große Reichthümer besaß; ob die Familie im Feuer angekommen, wußte Niemand genau, nur so viel ist gewiß, daß die Farngebäude von Flammen verzehrt wurden mit so wüthender Schnelle, daß die nächsten Nachbarn, vom Feuerscheine herbei gezogen, das Haus bereits in Asche fanden.

Doch kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung zu dem unterbrochenen Gespräch der beiden Wirthshausbewohner zurück.

„Ich weiß besser als Ihr,“ antwortete das Mädchen nach einer Pause, „daß er heut' Abend nicht kommt — seine Schöne ist ja nicht hier.“

„Die wird er wohl in Krähennest auffuchen müssen, wenn Harrod ihm nicht die Thür weist.“

„Ich wünsch', er — ach — was thut ihm das Alles, sie wird ja doch sein Weib.“

„Gernach, gernach, meine schmecke Kate,“ lachte der häßliche Gastwirth, „das ist so gewiß noch nicht.“

„Wie meint Ihr das?“ fragte hastig das Mädchen, seinen Arm ergreifend.

„Nur nicht gleich so unwirsch — es scheint, es ist nicht mehr Alles recht richtig zwischen ihm und ihr — ganz verderben will sie's nicht mit ihm, aber sie hat ihm doch schon übel mitgespielt, und er weiß, daß sie ihn nicht leiden kann.“

„Warum giebt er sie da nicht frei? Warum stellt er ihr nach? — er ist ja gemeiner und schlechter als ein Indianer.“

„Ihr Weiber seid doch verdammt stink mit dem Berurtheilen. — Ist sie nicht reich? Ist sie nicht schön? Was hat sie für Augen, für 'ne Haut! Mein' Seel', 's ist die schmeckste Dirne weit und breit!“

Ralph Regin, begann das Mädchen, fieberhaft erregt, „was soll das Alles heißen? Warum werd' ich so gemartert? Sagtet Ihr mir nicht, sie solle ihm nimmer gehören, ich solle sein Weib werden? Sagtet Ihr nicht so? Gebt Antwort!“

„Schrei doch nicht so! Bin ja nicht taub — wollt' ich wär's. — Nun ja doch, ich sagte so, und der maulwurfsängige Schuft soll nach meiner Pfeife tanzen — ich hab' ihm ein Räthel aufgegeben, stell Dir einmal vor — stell Dir vor“ — hier lachte der unheimliche Bursch — „so ein paar Indianer kämen ihm da bei seiner Braut in's Gehege — he?“

„Was meint Ihr — Ihr wollt sie den blutdürstigen Indianer Preis geben?“

„Närrische Dirne — 's ist hier ja nicht die Rede von todt-schlagen, Gott bewahre — sie schafft 10,000 Dollars Lösegeld — das ist der ganze Bettel — und ich nehme halb Part.“

„Wozu geschieht das Alles. — Er wird zornig und wild werden; was nützt das mir?“

„Aber, Kate — nun sag mir einmal, warum in aller Welt bist Du in den Schuft so vernarrt?“ fragte mit beschwörendem Tone der Herr des Hauses.

„Ralph Regin!“ antwortete Kate — „denn ich kann und will Euch nicht „Vater“ nennen — fragt Ihr, warum der Wind mit jenen Bäumen spielt? Könn't Ihr mir sagen, warum der Panther seiner Beute aufkauert, der Gefahr nicht achtend? Könn't Ihr mir sagen, warum der Vogel an seinem Weibchen hängt, warum das Küchlein sich unter die Flügel seiner Mutter flüchtet? Ich kann nicht sagen, was er ist — ich weiß nur, daß ich ihn liebe. Er ist ein schlechter Mann, ein sehr schlechter Mann, aber ich wußte das nicht, als ich 15 Jahre alt war. — Damals sagte er mir so viel süße Worte, seine Blicke sprachen Liebe, sein Mund lächelte, seine Stimme war sanft, und — ich liebte ihn. Jetzt liebt er eine Andre — was ist's nun weiter — sie wird er heirathen und nicht mich. — Ich kann's nicht ändern — ich liebe und hasse ihn. — Jetzt hat die Liebe die Oberhand — doch es könnte eine Zeit kommen, da —“

„Nun, was da?“ fragte Ralph.

„Nichts — da kommt eben der Krämer.“

„Br! — führt nur den alten Klepper in den Stall,“ rief der Wirth dem Gaste entgegen, „die Treppe kann er ja doch nicht hinauf steigen. Werden doch hoffentlich keine Pferdebedie in der Nähe sein?“

Gram erwiderte Nichts, sondern führte sein Pferd schweigend in den Stall am Fuße der steinernen Treppe und kehrte mit seinen Taschen, seinen Pistolen und einem schweren Mantelsack zurück, den ihm Ralph die Stufen hinauf tragen half.

„Schön willkommen, Herr!“ sagte Ralph nun zu seinem Gaste und that als kenne er ihn nicht, da der Hausfurer zum ersten Male hier einsprach. „Kommt grad' zurecht zum Abendbrot. — Seid wohl unten im Land gewesen?“

„Ja,“ erwiderte der Andere — „freilich bin ich — hab' ein recht hübsches Geschäft gemacht — viel Uhren verkauft und Ketten — gut, daß das Abendbrot fertig ist — ich bin hungrig und müde.“

Hiermit hatten sie die Höhe der Treppe erreicht. — Kate sah Ralph Regin scharf an, in dessen Augen sie, trotz der Dämmerung, einen eigenthümlich unheimlichen Ausdruck bemerkte.

„Gebt mir Euern Reisefack,“ sprach sie rasch zum Hausfurer, „ich will Euch in Eure Stube führen.“

Der Fremde blickte mit wohlgefälligem Erstaunen auf das hübsche Mädchen und folgte ihr in's Haus. — Sie gingen durch ein Gemach, das zugleich als Küche, Speiszimmer und Gastzimmer benutzt ward, stiegen dann sieben Stufen hinauf zu einer Stube, deren Thüre Kate weit aufriß und den Gast anwies, seine Sachen hier abzulegen. In der Art, wie sie bei ihren Geschäften sich bewegte, lag etwas, das ihre Abneigung dagegen deutlich an den Tag legte — doch zog sie, da der Hausfurer sich seines Gepäcks entledigt, den Schlüssel aus der Thüre und übergab ihm dem Gaste mit den Worten:

„Es kehren manchmal viel Reisende hier ein, zieht den Schlüssel zu Eurer Stube nur immer ab und behaltet ihn bei Euch.“

Der Hausfurer fluchte, doch Kate's Gesicht war so ruhig und sorglos, daß er den Schlüssel ohne weitere Bemerkung nahm und dem Mädchen die kleine Treppe hinauf folgte.

Das untere Gemach war weit und luftig. Auf dem großen Heerde oder Kamine, in dessen Nähe sich Bänke befanden, stand ein ungeheurer eiserner Topf mit kräftig duftenden, brodelndem Inhalt und ein Koft, auf welchem ein Capaun brät. Eine etwas stämmige Frau von ungefähr 40 Jahren, deren Züge, einen Ausdruck von Wildheit ausgenommen, noch schön waren, bereitete die Mahlzeit. Ein mit Geschirre bedeckter Tisch, eine Schenke mit farbigen Flaschen und vielen Gläsern, ein anderer ungeheurer Tisch, Stühle und Schemel, Flinten, Schinken und Speckseiten, die an den Wänden hingen, bildeten das Ameublement des Gemaches, das mehrere Thüren, doch nur zwei Fenster hatte.

„Das riecht schön — meiner Frau!“ schmunzelte der Hausfurer, in Aussicht des Abendbrotes vergnügt die Hände reibend.

„Habt Ihr nichts Gutes zu essen bekommen in der letzten Zeit?“ fragte Ralph.

„Nichts Solides! — Vogel und getrocknetes Rindfleisch.“

„Magere Kost — armer Mann! Nun, heute soll's Euch schon besser schmecken — macht's Euch bequem und thut wie zu Hause.“

Die kleine Gesellschaft nahm am Tische Platz; die Frau, die sehr gepunkt erschien mit ihrem Corallenhalsbande, mit ihrer schmutzigen Spitzenhaube auf dem schwarzen Haare und der Uhr an der Seite, setzte sich an's obere, Ralph Regin an's untere Ende des Tisches, Kate und der Hausfurer dem Feuer gegenüber. Die Mahlzeit war reichlich und wohl bereitet; Branntwein war auch in Menge vorhanden, doch der Gast, der sich sehr müde fühlte, aß seine Portion schweigend, stürzte



E. MORIN

Die Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und der königl. Prinzessin Victoria von England: Die Trauung in der Kapelle des St. James-Palastes zu London am 25. Januar. Originalzeichnung von Ed. Morin.

ein Glas Kornbranntwein hinunter, zündete seine alte Pfeife an und streckte sich dann auf die Bank bei dem Feuer. Kate half den Tisch abräumen, setzte sich dann gleichfalls nieder und nahm ein Buch zur Hand — gewiß seltsam in diesem Hause, und doch gab es hier Bücher die Menge, denn Mistress Regia war früher fast eine Dame gewesen, und hatte trotz Sünde und Schuld ihrem Kinde eine gewissermaßen gute Erziehung gegeben. Kate brauchte jetzt keine Unterweisung mehr, und wer ihr eine Freude machen wollte von den Gästen des Hauses, der brachte ihr ein Buch nach ihrem Geschmack mit.

Jetzt erhob der Hausvater sich von der Bank, gähnte, streckte sich, sagte, er müsse zeitig wieder aufbrechen, nahm ein Licht, wünschte Allen gute Nacht und ging zu Bett. Kate, welche keine Seite in ihrem Buche gelesen, dafür aber jede Bewegung und jeden Blick des Mannes beobachtet hatte, der sich „ihre Vater“ nannte — Kate zündete gleichfalls ein Licht an und ging zu Bett. Ihre Kammer lag neben der des Gastes, doch auf gleicher Höhe mit der Küche.

„Gelt, Martha,“ küßte Ralph Regia nun zwischen den Zähnen, „des Krämers Mantelsack ist voll Dollars und Uhren; er muß im Pfuß schlafen.“

„Keinen Mord mehr!“ flehte das Weib und sank in den Stuhl, das Gesicht in den Händen verbergend.

„Still, schrei nicht so, das Mädchen könnte horchen,“ entgegnete Ralph, ging an's andere Ende des Gemaches, sich zu überzeugen und kehrte beruhigt zurück, als er Kate in der Kammer fröhlich singen hörte.

(Fortsetzung folgt.)

Stunde vorher die für sie bestimmten Plätze ein — von den zur Familie gehörigen hohen Gästen erschien zuerst die Prinzessin von Preußen in der Kapelle, in ihrem Gefolge die preussischen Prinzen in Galauniform, nach ihr unter dem Klange der Trompeten die Königin Victoria mit ihren fünf jüngeren Kindern, die adern drei nach ihr mit zahlreichem Gefolge.

Herolde und Wappenkönige, Lord Palmerston mit dem Reichsschwert schritten der Königin voran, bei deren Eintritte die ganze Versammlung sich erhob und stehend verharrte. Dann trat der Bräutigam, begleitet von seinem Vater, dem Prinzen von Preußen, und dem Prinzen Albrecht, ein, verbeugte sich vor Ihrer Majestät, hierauf vor seiner hohen Mutter, kniete in der Mitte der Kapelle nieder im stillen Gebet, erhob sich dann und trat an die rechte Seite des Altars, die Braut erwartend.

Nach einer feierlichen Pause erscheint diese, geführt von ihrem Vater, dem Prinzen Albrecht, und dem König der Belgier. Die sonst so lebhaft farbe ihrer Wangen war gewichen, und mit gesenktem Haupte und niedergeschlagenen Augen betrat sie die Kapelle, gefolgt von dem Flor ihrer Brautjungfrauen, unter Rosen die schönste, aber bleiche Rose.

Zum Altar vortretend, verbeugte die Braut sich tief vor ihrer königlichen Mutter, indem ein hohes Erdröthen ihre Züge überflog, dann vor der Prinzessin von Preußen, und hier trat der Erwählte ihr entgegen und ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder, mit einem Blicke tiefer Liebe ihre Hand drückend.

Das hohe Brautpaar stand an den Stufen des Altars, die erlauchten Verwandten in strahlendem Kreise umher, und die Feier begann mit einem Choral, nach dessen Beendigung der Erzbischof von Canterbury den Altar betrat und, umgeben von andern hohen Geistlichen, die Trauung nach dem Ritus der anglicanischen Kirche vollzog.

Nach den einleitenden Worten richtete der Erzbischof von Canterbury an den Bräutigam die Frage:

„Willst Du die hier anwesende Jungfrau zu Deinem ehelichen Weibe nehmen und mit ihr leben nach Gottes Gebot, der den heiligen Stand der Ehe eingesezt? Willst Du sie lieben, sie ehren, sie stützen, an ihr halten in Krankheit und Gesundheit; willst Du Alles verlassen, nur ihr anhangen, so lange Du lebst?“

Auf diese Frage antwortete der Prinz laut und deutlich: „Ja will! (I will.)“

Die Prinzessin wiederholte, jedoch leise und kaum hörbar, dieselben Worte.

„Wer giebt dieses Weib diesem Manne?“ fragte der Bischof weiter, worauf Prinz Albrecht (der Prinz-Gemahl) mit lautem: „Ja!“ antwortete und seine durchlauchtige Tochter dem Diener des Herrn zuführte, der die Hände des Paares in einander legte und Beiden das eheliche Gelöbniß abnahm.

Laut und klar sprach der Prinz des Priesters Worte nach: „Ich, Friedrich Wilhelm Nicolaus Carl, nehme Dich, Victoria Marie Adelaide Louise, zu meinem ehelichen Weibe und gelobe, an Dir zu halten in Glück und Unglück, in Reichthum und Armuth, in Krankheit und Gesundheit, Dich zu lieben, bis der Tod uns scheidet nach Gottes heiligem Rathschluß. Dies zu halten, gelobe ich.“

Die Braut, vor innerer Bewegung zitternd, vermochte das Gelöbde abermals nur mit leiser Stimme zu wiederholen. Nun empfing Prinz Friedrich Wilhelm von seinem hohen Vater den Trauring, steckte denselben an den vierten Finger der linken Hand seiner Braut und sprach mit lauter Betonung: „Mit diesem Ringe freie ich Dich; mit Leib und Seele verehere ich Dich; mit all meinem irdischen Gut begabe ich Dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.“

„Was Gott zusammen fügt, soll der Mensch nicht scheiden!“ schließt der Geistliche, das hohe Paar segnend, seine Knie und verflündet die Vermählung.

Der 67. Psalm ward gesungen, das vermählte Paar und der Kreis der Brautjungfrauen kniete nieder während des Gesanges, nach dessen letztem Hallelujah! die Braut ihrer Mutter in die Arme flog, welche die theuere Tochter wieder und immer wieder an's Herz drückte und küßte, unfähig, ihre Nührung zu verbergen. Die lange zurückgehaltenen Gefühle traten in ihre Rechte; Prinz Friedrich Wilhelm umarmte seine junge Gemahlin, welche sich dann mit glückstrahlenden und doch thränenglänzenden Augen an die Brust ihres Vaters wurf, während ihr Gemahl in die Umarmung seiner Mutter und seines Vaters eilte. Am längsten verweilte der junge Gatte in seines Vaters Armen, welcher seiner tiefen Erschlitterung nicht Herr zu werden vermochte. Immer wieder drückte er den Sohn an's Herz, bis dieser niederkniete und des Vaters Hand ehrfurchts- und liebevoll küßte.

Die Neuvermählte eilte in die Arme ihrer nunmehrigen zweiten Mutter, und in inniger Umarmung tauschten auch die beiden erhabenen Mütter die Gefühle dieser Stunde aus.

Die Königin gab nun das Zeichen zum Aufbruch, welcher in derselben Ordnung, wie der Einzug erfolgte, und zwar begab jetzt die glänzende Gesellschaft sich nach dem Thronsaale, wo die Vermählungsurkunde unterzeichnet ward.

Wir schließen unsern Bericht, ohne den Glücklichen zu den Festlichkeiten zu folgen, welche dieser rührend erhabenen Feier sich anschlossen. Alle, welche so glücklich waren, dieser Feier beizuwohnen, nahmen die frohe Gewißheit mit, daß Gottes Segen auf diesem Bunde ruht, den die Liebe junger, reiner Herzen schloß, den zärtliche Eltern und liebende Geschwister segnen, auf den Nationen mit feubiger Hoffnung, und süßende Menschenherzen mit theilnehmender, froher Nührung blicken.

Wir glauben durch die Abbildung des 6 Fuß hohen Hochzeitskuchens, welcher im Weddingpalast beim Dejeuner die Tafel schmückte, und des „Haarneckes“ (sein Geschenk der königl. Eltern) zu erfreuen; müssen uns jedoch die Beschreibung beider Gegenstände zur nächsten Nummer vorbehalten.

Der beschränkte Raum des Bazar's erlaubt es leider nicht, eine größere Anzahl der bei Gelegenheit und zu Ehren der hohen Vermählten stattgefundenen Feiertlichkeiten in Abbildungen wieder zu geben, obgleich wir der Ueberzeugung leben, daß ein sehr großer Theil unserer Abonnenten dieselben zu besitzen wünscht. Für diese machen wir die Mittheilung, daß bei J. J. Weber in Leipzig gegen Mitte März eine Festnummer als Prospectur erscheint, welche neben der vollständigen Beschreibung der Feiertlichkeiten folgende Abbildungen bringen wird:

1. und 2. Portraits des Prinzen und der Prinzessin Friedrich Wilhelm.
3. Trauung in der Kapelle von St. James.
4. Drawing-room im St. James-Palaste.
5. Einschiffung in Gravesend.
6. Ankunft und Empfang in Antwerpen.
7. Beglückwünschung im Rathhaussaale zu Aachen.
8. Einzug in Potsdam.

9. Präsentation des berittenen Bürgercorps am kleinen Stern im Thiergarten zu Berlin.
10. Empfang am Brandenburger Thor.
11. Großer Festzug.
12. Empfang an der Wendeltreppe des königl. Schlosses durch die Prinzen des königlichen Hauses.
13. Ueberreichung der Festgaben der Stadt Berlin.
14. Subscriptionsball am 12. Februar im Overnhaufe.
15. Palais des Prinzen Friedrich Wilhelm in Berlin.
16. Fackeltanz im weißen Saale.
17. Fackelzug der Studenten.
18. 19. 20. Geschenke etc.

Die Stiefmutter.

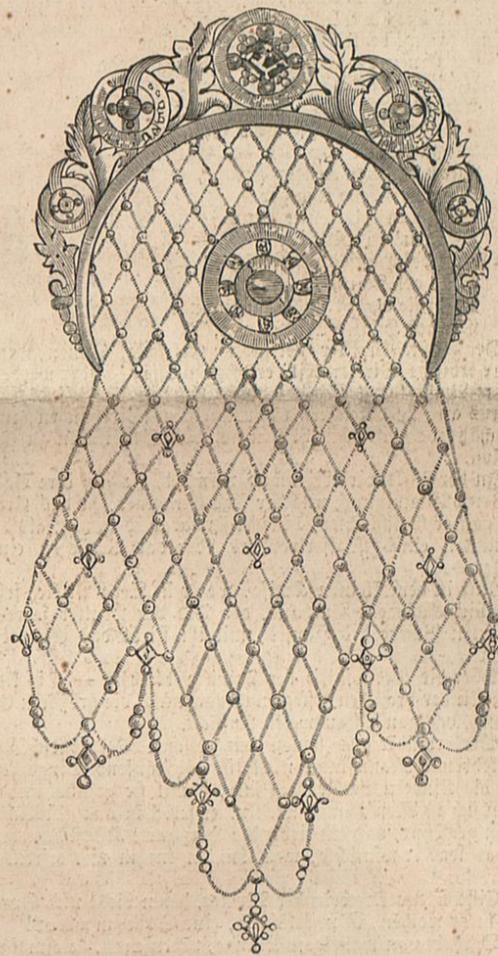
Von

Julie Burow (Frau Pfannenenschmidt).

Denn es fehlt ihr treues Maltzen,
Ihre Sorge wacht nicht mehr,
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer!
Schiller's Lied von der Glocke.

Kein menschlicher Pflichtenkreis kann wohl und ganz ausgefüllt werden ohne die Zustimmung des Herzens; und das alte Sprichwort: Lust und Lieb' zu einem Ding' macht all' Müß' und Arbeit gering, sagt das Jedem, der einen Lebensberuf zu wählen hat. Der Künstler und Gelehrte, der Arzt, der Geistliche, ja jeder Handwerker muß das Geschäft, dem er sein Leben gewidmet, lieben, wenn er es vollständig und trefflich verrichten will. Darum sind auch die Neigungen und Anlagen der Menschen so verschieden, denn da Einem sich nicht für Alle schickt, so sollen Eltern und Lehrer die verschiedenen Anlagen des Jünglings prüfen, damit er einen Beruf wähle, den er lieb gewinnen kann.

Das Weib hat nur einen Lebensberuf; sie soll unmittelbar wirken für das Glück der Familie, in der sie lebt.



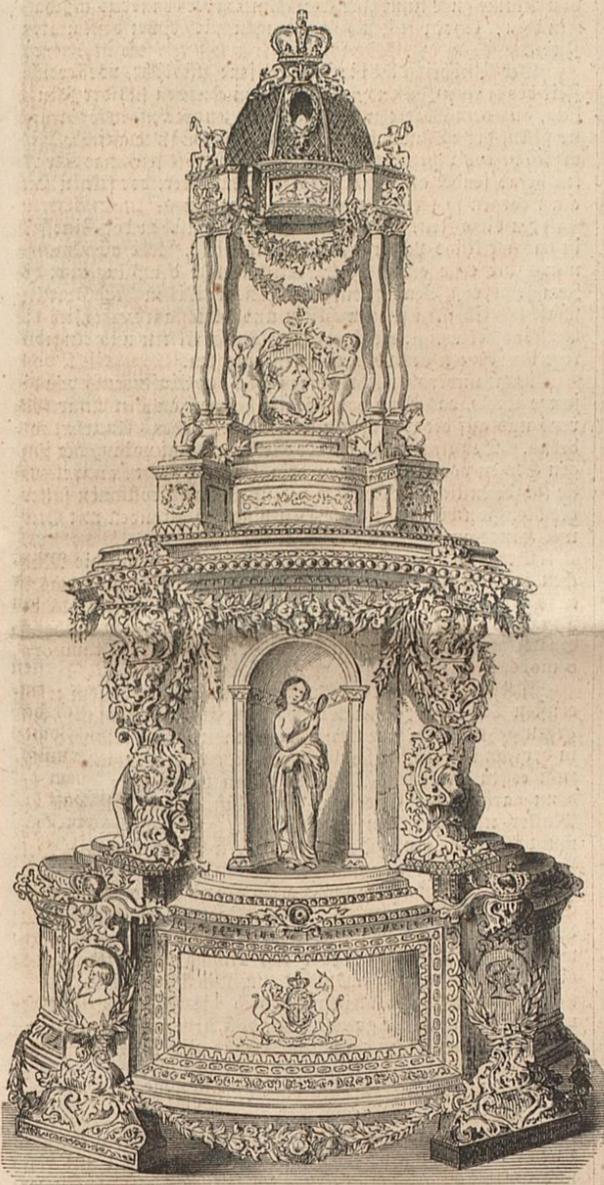
Haarneck in Perlen, Diamanten und Smaragden, gefertigt von Emanuel u. Komp., Hochzeitsgeschenk der Königin Victoria und ihres Gemahls an Prinzessin Victoria.

Als Tochter, Schwester, Gattin und Mutter sorgt die Natur dafür, daß sie Liebe mitbringt zu ihrem Berufe, der eben so schön als verantwortlich und mühevoll, mehr als jeder männliche Lebensberuf, durch Liebe veredelt und erleichtert werden muß.

Die Liebe, die dankbare Kindesliebe, macht es der Tochter leicht, der alternden Mutter die Arbeiten des Hauses, die Sorge für die jüngeren Geschwister abzunehmen, wobei ihr auch die von der Natur eingepflanzte Geschwisterliebe zu Hülfe kommt.

Sie übernimmt liebend die Pflichten der Gattin, und mit der Ahnung des Mutterglüdes erwacht naturgemäß auch im Herzen die heilige Mutterliebe, und leicht werden ihr die mühevollsten Mutterpflichten, die durchwachten Nächte, die Tage voll Arbeit, die Sorgen und Mühen aller Art, deren ganze Größe nur eine Mutter kennt. Der Mutter ist nichts zu schwer, wenn es sich um die Freude und das Wohlsein des Kindes handelt, dem sie unter Schmerzen das Leben gab, dessen Glück sie, so lange ihr Mutterberz schlägt, in diesem Herzen in Treue bewahrt, in dem sie, sich selbst gänzlich vergessend und aufgebend, das eigene Glück findet! — Mutterpflicht und Mutter Sorge wird durch die Tiefe der Mutterliebe nur zu einer andern Schattirung von Mutterglück und Mutterfreude.

Das ist das Glück des weiblichen Lebens, daß fast alle die schweren Verpflichtungen, die es mit sich bringt, von der heil-



Der Hochzeitskuchen, gefertigt von M. Bagnitz, Conditore der Königin, nach einer Zeichnung von Jules Leblanc.

Die Vermählung Ihrer Königl. Hoheiten des Prinzen Friedrich von Preußen mit Prinzessin Victoria von England.

Selten ist wohl eine so glänzende, so frohe Vermählung gefeiert worden, als die, deren Zeuge kürzlich der alte St. James-Palast gewesen, und welche die erlauchte Tochter Britanniens zu einem Mitgliede unsers Fürstenhauses machte.

Die Theilnahme für diese Verbindung ist so allgemein und ohne Gleichen, ist durch alle Tagesblätter mit so detaillirten Mittheilungen bedacht worden, daß wir unsern Lesern nur durch eine bildliche Darstellung des kirchlichen Trauungsactes etwas eigentlich Neues zu geben vermögen.

Doch wollen wir es uns nicht versagen, auch eine, wenn selbst nur gedrängte Schilderung dieser feierlichen Handlung hier folgen zu lassen, auf welcher unser geistiges Auge so gern verweilt, weil es das vereint findet, was auf Erden so selten vereinigt erscheint: Irdische Größe — und wahres Familienglück, blendende Pracht — und wahre Biederkeit; Kronen — und freie Wahl des Herzens!

Am 25. Januar Mittags um halb 2 Uhr hat die Vermählung statt gefunden.

Die zuschauenden Herren und Damen nahmen schon eine

ligen Natur, von der Hand Gottes selbst, verflärt sind und geabelt durch die heilige Liebe.

Fast alle! einen weiblichen Beruf giebt es, der schwer ist, o unendlich schwer, und zu dem natürliche Liebe das Herz nicht befähigt, nicht befähigen kann.

Tausende von uns müssen ihn auf sich nehmen und nehmen ihn auf sich, ohne zu ahnen, welch eine furchtbare Last sie ihrem ganzen Leben auflegen.

Es ist der Beruf der Stiefmutter.

Unvollkommen und endlich ist alles, was der Erde angehört, und doch lebt in der Menschenbrust die Erkenntnis des Ideals neben der Sehnsucht nach dem Ewigen, unwandelbar Vollkommenen.

Mit Treue, mit allem Ernste, mit Anstrengung all unserer Kraft, darauf hinarbeiten, alle erkannten Pflichten auf's Beste erfüllen, in dem eignen Ich die Annäherung zum Ideal auszubilden, das ist die eigentliche Aufgabe des Erdenselbst.

Selbst in ihrem ganzen Umfange hat sie nur Einer, Er, der am Kreuze sterbend für seine Feinde betete und unter Körperqual und Seelenqual lieblich für seine Mutter, für seine Jünger zu sorgen die Kraft und die Liebe hatte.

Aber nach dem Ideale gestrebt hat hoffentlich jedes Menschenherz, das zur Erkenntnis erwacht; nur der Grad der Ausdauer war verschieden, und mitten aus dem treuesten Streben führt, o wie oft! der Tod das ringende Herz hinweg aus dem Pflichtenkreise, auf dessen Erfüllung sich die Strebungen desselben bezogen, lange, lange bevor es die ihm gewordene Aufgabe gelöst.

Zitternd, weinend stehen wir bei diesem größten Räthsel des Erdendaseins; unser Trost, unsere Beruhigung liegt in der Ueberzeugung, daß dasselbe nur ein kleiner Ausschnitt ist, nur eine Phase von dem Dasein, welches unser unsterbliches Ich zu durchwandeln hat, um sich zur Vereinigung mit Gott zu verklären.

Wir betrauern wohl den Abgeschiedenen, der sich dem ewigen Lichte genähert, aber ach! wie oft müssen wir die Zurückbleibenden betrauern, denen in den liebevollen, pflichttreuen Strebungen Dessen, der dahin ging, all ihr Lebensglück entrisen wurde.

Schmer und bang
Tönt die Glocke Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerjahre
Einen Wanderer auf dem letzten Wege.

Ah! die Gattin ist's, die theure,
Ah! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Füllst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die sie blühend ihm gebat,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ah! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar,
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war.

Der größte Künstler, der größte Gelehrte, können, wenn sie ihre irdische Wirksamkeit verlassen müssen, ersetzt werden. — Ihre Nachfolger treten das große Erbe ihres Wissens und Könnens an, sie bereichern es durch eigene Strebungen, und die Schätze der Weisheit häufen sich von Generation zu Generation.

In der Welt wird Niemand vermisst, sie geht ihre Bahn zur Vervollkommnung, und der Tod Einzeln, ja das Erlöschen ganzer Geschlechter, hindert sie daran so wenig, als das Verdunsten eines Wassertropfens oder das Verfliegen einer Quelle.

Nur in dem kleinen Kreise, wo er in Liebe wirkte, fehlt der dahingeshiedene Einzelne, der Tod der Mutter zerreißt die zarten Bande des Hauses, mit ihr stirbt das Glück der Familie.

Aber die Bedürfnisse der Familie bleiben. — Die kleineren Kinder brauchen Pflege und Wartung, die größeren Erziehung, das ganze Hauswesen Aufsicht.

Der ermüdet aus seinen bürgerlichen Berufsgeschäften heimkehrende Mann kann nicht für die tausend Dinge sorgen, die Kindern nothwendig sind, damit sie gesund und in Ehren sich zu Menschen entwickeln, er selbst ist aus glücklichen Tagen gewöhnt, daß ein liebendes Herz zarte Rücksicht nehme auf das was er wünschte, was ihm angenehm und erfreulich war.

Eine Stellvertreterin der Mutter, deren Liebe und Sorge nicht mehr wachen, ist unerlässlich, eine Stiefmutter!

O Wort von traurigem Klange, verrufenes, geschmähtes Wort, mit dem die Undankbarkeit den Begriff aller Lieblosigkeit, aller Selbstsucht verbindet.

In 50 Fällen von 100 ist die Stiefmutter beklagenswerther, als die Kinder, denen sie die Mutter ersetzen soll.

Augen voll Mißtrauen, Herzen voll Vorurtheil empfangen sie an der Schwelle des Hauses, dem sie ihre ganze Thatkraft zu widmen redlich entschlossen ist.

Sie kann den Kindern, denen sie die Mutter ersetzen will, nicht die natürliche, angeborene Mutterliebe bringen, das ist unmöglich. Guter Wille, treues Streben, herzliches Wohlmeinen ist alles, was sie ihnen zu bieten vermag — das Größte und das Schönste zwar, was der Mensch dem Menschen geben kann, und doch nichts gegen die allumfassende Mutterliebe, mit der das, was die Stiefmutter thut und läßt, spricht und denkt, den Vergleich aushalten soll.

Arme Stiefmutter! ihre weiße Strenge erscheint als Härte, ihre milde Nachsicht als Nachlässigkeit, ihr Ernst als Egoismus, ihre Heiterkeit als Leichtsinns, die jammernd an die zurück denken, deren ganzes Sein ein immer fließender Quell der Liebe für sie war.

Zurückgewiesen und verkannt, ist es nur menschlich, nur natürlich, wenn sich im Herzen der Stiefmutter nun auch Bitterkeit ansetzt, wenn die in dem starren Boden des Pflichtgefühls keimende Liebe, eine Pflanze, die an und für sich der höchsten Pflege bedarf, verkümmert, und die Stiefmutter, ihr ganzes irdes Leben hindurch, als „Fremde liebeleer“ an der „verwaisten Stätte“ skaltet.

Segnet sie Gott durch eigene Kinder, so erwacht auch in ihrem Herzen das natürliche Muttergefühl und umrankt mit tausend Blüten des Glückes die jungen Wesen, die ihr angehören, die ihr und nur ihr allein anhängen in kindlicher Dankbarkeit, die nie an ihr zweifelten, ihr nie mißtrauten und aus

ihrer immer offenen Hand alle guten Gaben so sicher und zuversichtlich annehmen, wie aus der Hand Gottes.

Es bilden sich in dem engen Verein der Familie, den naturgemäß ein Band umschlingen sollte, zwei feindliche Parteien, die im bitteren Haß einander gegenüber stehen, die sich gegenseitig beneiden, verläumben, und zwischen denen der Vater, wenn sein Herz weich und liebevoll ist, gewiß als der Allerunglücklichste dasteht. Arme, beklagenswerthe Familie! arme Kinder! armer Vater! arme Stiefmutter! arm und beklagenswerth, und trüge ihr Haupt die Krone Goldondas, und flöße alles Gold Californiens und Brasiliens ihr in unverfälschten Strömen zu; denn der höchste Reichtum, das schätzbarste Glück der Erde, das ist die Liebe, die Blüten aus Eden im stillen Raume des Hauses erwachsen läßt.

Und ist es denn ganz und gar unmöglich, daß die Fremde, die an die Stelle der Mutter getreten ist, zur wirklichen, wahren Mutter des Hauses werde? daß sie das Glück, das begabten ward mit dem Blumenkranze, den die zitternden Hände der Kinder auf den Sarg der Mutter legten, neu erwecke und belebe? daß sie fest schlinge um ihr Herz und die, welchen sie Mutter zu sein versprach, das Band der Liebe, eben so fest, als es die Natur um ihre Vorgängerin schlang?

Es ist dies keine alltägliche Erscheinung, selten, sehr selten, sehen wir das höchste Ideal weiblicher Tugend verwirklicht auf dieser unvollkommenen Erde. Märchen und Lieder, Volksfagen aus den ältesten Zeiten und die tägliche Erfahrung zeigen uns, wie mitleid die Stellung der Stiefmutter sei, wie selten sie ausgefüllt wird in der rechten Weise. Ich sinne nach und finde in Geschichte und Sage, in Märchen und Lied, so weit sie mir bekannt, neben tausend Beispielen von dem Mitleid mit den Stiefkindern und herbem Tadel der Stiefmutter, nicht eines, in welchem dem rechtlichen Streben der Stiefmutter Erwähnung gethan, nicht Eins, in dem die Poesie es ehrend pries und ihm den Kranz des Sieges in der Liebe der Stiefkinder zu Theil werden ließ.

Und doch giebt es in der Wirklichkeit der Fälle so manche, wo die Stiefmutter eine wahrhafte zweite Mutter der verwaisten Kinder ward und von ihnen mit dankbarer Liebe geliebt und bis an's Ende ihres Lebens kindlich verehrt wurde; in denen sie, das Herz ihres Gatten voll beglückend und seine Kinder von Herzen liebend, mehr als nur eine Mutter, der Engel der Familie ward.

Wie ist dies hohe Ziel erreicht worden? fragt man sich, wenn man es freudig überrascht betrachtet.

Wie kann es erreicht werden? sollte Jede fragen, die die unendlich schweren Pflichten der Stiefmutter übernimmt.

Liebe ist das freieste aller Gefühle, lehren die Philosophen und Philosophinnen unserer Zeit und predigen von freier Liebe und von der dringenden Nothwendigkeit, die altmodisch gewordenen Fesseln der Ehe zu lockern, damit das Menschengeschlecht glücklich werde, nach Art der freien Thiere auf dem Felde.

Die heilige Schrift aber, die uns das Ideal der Tugend nicht als das, was allen nützlich oder allen angenehm, sondern einfach als die Befolgung des väterlichen Gotteswillens zeigt, hat ein Gebot, das Liebe besiehlt.

Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, heißt dies Gebot, und Christus erweitert es noch, indem er sagt: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß Ihr Kinder seid Eures Vaters im Himmel, denn er läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.

Auf dieser gebotenen Liebe, und auf ihr allein kann der Grundstein liegen, auf welchem die Stiefmutter das Glück der Familie, in die sie tritt, und somit auch ihr eigenes, bauen muß.

Es ist dies einer der Fälle im Menschendasein, wo die Natur in den Kampf tritt mit der Pflicht, wo etwas Höheres, Geistigeres als die instinktmäßige Mutterliebe, welche die menschliche Mutter mit der Hyäne und Tigertattheil, das Pflichtgefühl und den guten Willen stützen muß.

Nur ein tief religiöses weibliches Herz kann die Pflichten einer Stiefmutter auf sich nehmen und hoffen, sie so zu erfüllen, daß sie zur Basis eines echten Familienglückes werde.

Die Liebe, welche die Kinder für die hingeshiedene Mutter hegen, ist ein natürliches und edles Gefühl, obgleich aus derselben die Vorurtheile entspringen, welche der Stiefmutter entgegen getragen werden. Nur ein Herz, das über den gewöhnlichen Beweggründen menschlicher Thaten steht, ein Herz, das nicht das allen Nützliche oder allen Angenehme, sondern den Willen Gottes, d. h. das wahrhaft Gute, zum Grundprinzip seiner Handlungen macht, wird fähig sein, die Liebe zu der verstorbenen Mutter, die Verehrung für dieselbe, als Stiefmutter, zu pflegen, und doch ist dies der erste Pfeiler, den die Stiefmutter zum künftigen Glück der Familie, in die sie tritt, setzen muß. Reiblos auf die Vorzüge derjenigen, deren verkürztes Bild ihr nie zu besiegender Rival ist, gebe sie diesem Bilde aus aufrichtigem Herzen alle die Ehre, die ihm gebührt, und erkenne gern freundlich, und stets zuerst, die Vorzüge an, die die Verstorbenen schmückten.

Nie vergesse die Stiefmutter, daß die Vorurtheile, die man ihr entgegen trägt, nur durch sie selbst, durch ihr eigenes immer gleich gütevolles Herz besiegt werden können, und daß tägliche, stündliche Selbstüberwindung an dem Plage, auf den sie sich gestellt, durchaus noch kein hohes Verdienst, sondern eine einfache und unerlässliche Pflicht ist. Hatte sie die Kraft nicht, dieselbe zu erfüllen, so war es eine Sünde, in einen Wirkungskreis zu treten, zu dem sie nicht das erste Element in ihrem Herzen trug. Immer aufrichtig und wahr, gebe sie es in ihren Worten gern zu, daß die rechte Mutter die Bedürfnisse der Ihren besser kannte, ihnen schneller abzuhelfen verstand, aber sie zeige durch die That immer wieder und wieder, daß sie ihr mit Ernst nachsieht und daß ihr nichts zu schwer ist, was das Glück und die Freude der Ihren vermehrt.

Eine der schwierigsten Mutterpflichten, die, zu tadeln und zu strafen, ist für die Stiefmutter doppelt und dreifach schwierig, und doch muß auch diese, wie jede andere Mutterpflicht, von der Stiefmutter erfüllt werden, wenn sie den Kindern eine wahre zweite Mutter sein soll.

Genau unterscheidet hier die Stiefmutter zwischen Strafe und Rache, und während sie nie Rache ausübe, strafe sie mit weiser Strenge da, wo Strafe als die höchste Wohlthat, d. h. als Besserungsmittel, wirken soll und kann.

Segnet Gott ihre Ehe mit eigenen Kindern, so mache sie

nie und in keiner Weise einen Unterschied zwischen diesen und den Stiefkindern, auch den nicht, daß sie die letzteren ein wenig begünstige, ein wenig vortreten lasse, sie seltener strafe oder leichter lobe als die eignen, denn auch dies fühlen die Herzen der verwaisten Kinder als eine Zurücksetzung, wenn auch feinerer Art, und nur indem sie sich mit den rechten Kindern der Stiefmutter in durchaus gleicher Weise behandelt sehen, keimt in den jungen Herzen das Gefühl der Sicherheit, des im Mutterarm Ruhens, aus dem ihre Liebe zu der neuen Mutter erwachsen und erblühen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Unsitte unserer Zeit.

Worte für die Tage der Einsegnung.

Die Kinderspiele, die süßen Kinderspiele hören auf; wie sehr wir auch an den tändelnden Beschäftigungen der ersten Lebensjahre hingen, es kommt die Zeit, da der Knabe seinen Drachen nicht mehr steigen läßt, seine bleiernen Soldaten höchstens noch den kleinen Brüdern zu Gefallen aufmarschieren läßt, das Mädchen nicht mehr mit überschwänglicher Liebe ihre Puppen umfaßt.

Die Sorgen und Pflichten der Schule leiten den Geist des Kindes, der von Spiel zu Spiel, wie der Schmetterling von Blume zu Blume flatterte, allmählig zu ersten Beschäftigungen, lehren es sich anstrengen für einen bestimmten Zweck.

Der Kindheit folgt die Jugend, jene glückliche, poesiereiche Zeit der frühen Jugend, wo aus dem Knaben sich der Jüngling, aus dem Mädchen die Jungfrau entwickelt. Wohl sind sie schön, diese Dämmerungsjahre, ehe die Sonne auf die Mittagshöhe des Lebens gestiegen, von wo sie oft sengende Strahlen herab sendet auf den erschöpften Wanderer, der seinen Lauf am Morgen so freudig und müthig begonnen.

In diese Zeit, welche aus dem Traumleben der Kindheit in das wirkliche Leben uns hinüber leitet, fällt die Einsegnung, die erste ernste Feier, durch welche der Jüngling, die Jungfrau mit Bewußtsein und freiem Willen der Gemeinschaft der Christen sich anschließt und gleichsam persönlich die Gelübde bekräftigt, welche bei der Taufe Eltern und Angehörige im Namen des Neugeborenen ablegten.

Nicht unvermittelt tritt der Tag der Einsegnung vor die junge Seele, das Kind vom Spiele hinweg an den Altar führend und auf die wichtigsten Fragen des Lebens Antwort fordernd. Der Unterricht in der Religion geht voran, die jungen Herzen vorzubereiten zu dem heiligen Tage, an welchem sie sich öffentlich als Christen bekennen, sich verpflichten sollen, die Religion der Liebe ihr Leben hindurch zu üben mit Ernst und Hingebung.

Der Einsegnungstag — hier nur in Bezug auf die Mädchen gesprochen — was könnte, was sollte er sein, und was ist er so oft — ach, für das Mädchen oft nichts weiter als der Tag, an dem sie zwei oder drei neue Kleider, einen kostbaren Shawl und einen goldenen Schmuck erhalten hat! O tempora, o mores!

Treten wir ein in ein Haus, wo eine Tochter diesem ersten Tage des Jugendlebens, dem Einsegnungstage, entgegen geht — ach, wie wenig werden wir daran erinnert, daß in der Familie ein junges Mädchen sei, das in wenigen Wochen zum ersten Male zum Tisch des Herrn treten soll; es müßte denn darüber der Eifer uns Aufschluß geben, mit dem die Mutter nebst der ganzen weiblichen Hausgenossenschaft bemüht ist, die „junge Dame“ für ihren Eintritt in die Welt standesmäßig auszustatten.

Ist doch schon Monate vorher überlegt worden, welche Stoffe am dünnsten, welche Farben, welcher Schnitt dem jungen Mädchen am kleidbarsten, denn daß das nothwendige schwarzseidene, oder das einfach weiße Kleid nicht die ganze Ausstattung ausmacht, versteht sich von selbst.

Die Hauptstücke bleiben ja doch die Gesellschaftskleider und der Schmuck, die goldne Uhr, das Armband, die goldnen Ohrringe, und all die Sachen, welche eine junge Dame bedarf, um glänzend in der Gesellschaft aufzutreten. Was ist die Einsegnung anders, als eine öffentliche Handlung, wodurch den jungen Mädchen Sitz und Stimme in der Gesellschaft eingeräumt wird, ihr der Zugang erschlossen wird zu jenen Vergnügungen, nach denen sie schon längst mit Neid und Sehnsucht geblickt, deren Sittigkeit sie durch die Kinderbälle, durch die Gespräche ihrer ältern Schwestern und Freundinnen kennen lernte.

Kann das junge Mädchen anders fühlen? Kann sie zur Erkenntnis des wichtigen Schrittes gelangen, mit welchem sie in's Leben hinaus tritt? Hat die Religion Zeit, ihre Weihe über das junge Herz auszugießen?

Sieht das junge Mädchen nicht die glänzenden Jurüstungen zu ihrer Toilette, hört sie nicht, wie die Mutter selbst das „arme Kind“ bedauert, das „Anstands halber“ zu Hause bleiben muß, wenn die Eltern mit den andern Geschwistern Zerstreungen nachgehen. — Hört und sieht sie nicht aus Allem, was sie umgiebt, wie der äußere Prunk so unendlich höher geschätzt wird, als die religiöse Handlung, welche diesem Prunk zum Vorwand dienen muß?

Wie kann das junge, den äußeren Einflüssen noch so leicht zugängliche Wesen in solchen Umgebungen dazu kommen, ernstlich darüber nachzudenken, welche Forderungen das neue Leben an sie stellt, wie sie die Lehren, die der Religionsunterricht ihrem Gedächtniß eingepflanzt, an sich zur lebendigen Offenbarung bringen wolle und könne.

Wie kann die Weihe der Religion über ein Herz sich ergießen, welches vielleicht neidisch klopfet, wenn die Mutter in unvorsichtiger Eitelkeit bebauert oder gar mit Bitterkeit äußert, daß ein anderes Mädchen, der Tochter Freundin, ein kostbareres Kleid, einen schöneren Shawl, einen reicheren Schmuck am Einsegnungstage tragen werde! Welcher Ernst und andächtige Hingebung ist von einem Mädchen zu erwarten, welches vielleicht Intriguen spielt, um mit der „Bornehmsten“ zum Altar zu treten; das vielleicht am Vorabend des Einsegnungstages mit triumphirender Freude daran denkt, daß sie zu dem nächsten stattfindenden Familien-Ball schon im Vorauß zu allen Tänzen engagirt ist!

Original-Musik des Bazar.

Sehnsucht.

Gustav Eggers.

Con moto moderato.

SINGSTIMME.

Die Son = ne sinkt in's Was = ser, der Storch kommt aus dem Nid, die
The sun sinks in the wa - ters, with wea - ry, wea-ry wing the

una Corda. m. s.

PIANOFORTE.

p

rallentando.

See ist noch im Wo = gen und singt ein A = bend = lied. Mir sind die Au = gen schlaf = rig, und al = le Glie = der
stork hangs o'er the bil - lows, their eve - ning-song they sing. My eyes, my eyes are wea - ry, my limbs for slum-ber

m. s.

rallentando.

stringendo.

p

müß, mein Herz ist noch im Wo = gen und weint ein A = bend = lied!
long, my heart heaves like the bil - lows and weeps it's evening - song!

stringendo.

m. s.

perdendosi. m. s.

pp

[2819]

Vergnügungssucht und Brunsucht, diese bösen Geiten des Zeitgeistes, scheinen sich der weiblichen Jugend bemächtigt, frommen Sinn und heiligen Ernst aus ihrem Gemüth vertrieben zu haben.

Traurig, daß es so ist, aber es ist so, wenigstens in vielen Fällen; und wer trägt den größten Theil der Schuld an dieser sittlichen Oberflächlichkeit der Töchter? — Nicht diese selbst, nicht die Schule — sondern die Mütter. Ihre Pflicht ist eine schwere, aber auch eine heilige.

Wollte die Mutter später sich beklagen über den weltlichen Sinn des Kindes, es schelten, ihm Vorwürfe machen; das wäre ungerecht, denn fast ohne Ausnahme wird der Same der Eitelkeit von der Mutter selbst den Töchtern in's Herz gesät und die Blume der Frömmigkeit in thörichter Verblendung ausgezogen von der Hand, die sie zu pflanzen berufen ist.

Nicht durch Ermahnungen kann eine Mutter ihrer Tochter jenen heiligen Ernst für heilige Dinge einflößen, vor welchem Eitelkeit und Brunsucht von selbst entziehen, wie Nebel vor der siegenden Macht der Sonne, sondern einzig und allein durch die Achtung, die sie selbst für diese Dinge hegt, die aber, wenn sie mächtig wirken soll, keine erkünstelte, sondern eine empfundene sein muß.

Die Mutter muß (und wird, wenn sie es fühlt) durch ihr Benehmen, durch ihr ganzes Leben den Kindern zeigen, daß sie die heiligsten, innersten Interessen des Geistes und Herzens, daß sie die Religion über die Neugierigkeiten des Lebens stelle. Ist eine Mutter wirklich durchdrungen von diesem Sinn für das Wahre, so fallen alle die Thorheiten, wodurch Mutter-Eitelkeit so häufig die Eitelkeit der Töchter anfaßt, von selbst weg — es wird dann der Mutter nicht einfallen, durch Vergnügungen mancherlei Art die Tochter von ernstlichen Gedanken, von der Vorbereitung zu dem wichtigen Tage der Einsegnung zurück zu halten. Sie wird im Gegentheil, ihre Pflicht erkennend, die eigenen, gewohnten Zerstreungen aufgeben und mit den Töchtern die ihnen nothwendige Zurückgezogenheit theilen, sie wird dieselben nicht durch unstatthaft reichen Anzug und äußeren Pracht an dem ernstlichen Tage selbst von der eigentlichen Bedeutung der Feier ab und zu Nichtigkeiten hinlenken.

Es giebt nichts so Leichtes und nichts so Tiefes, als das Herz des Weibes. — An den Müttern ist es, die Herzen ihrer Töchter zu dem Einen oder dem Andern zu bilden; eitle Mütter erziehen nur eine eitle Mutter, während andere, seitwärts nichts natürlicher ist, als daß Frömmigkeit und Charakteradel einer Mutter in den Seelen der Töchter sich wieder spiegeln.

In der Hand der Mutter liegen die bildsamen Seelen der jungen Töchter, und aus ihrer Hand nur können sie den schönsten Talisman der Jugend, ächte Frömmigkeit, empfangen, welcher das Herz fähig gegen die Verlockungen der Eitelkeit und es befähigt, in heiligen Schauern der Andacht zu erbeben, wenn die Weisheiten des Lebens es berühren, und den Eindruck dieser Stunden fest zu halten durch das ganze Leben

[2814]

M. Garrer.

Bouillon.

Gewöhnlich bereitet man sie aus Rindfleisch; zu einer vollkommen schönen und kräftigen Suppe gehören 8-9 Stunden langsamem Kochens. Man setzt das Fleisch, nachdem es gereinigt, abgewaschen und, im Fall man es hart glaubt, geklopft ist, in einem irdenen oder eisernen Topfe mit kaltem Wasser auf das Feuer. Brunnwasser giebt gewöhnlich eine schlechte Suppe; Flußwasser ist dazu das vorzüglichste. Gleich zu Anfang thut man das Salz in den Topf, deckt ihn fest zu und läßt ihn bei sanftem Feuer sich erhitzen, bis der Schaum abgenommen werden kann. Wollte man sogleich ein heftiges Feuer machen, so würde das Fleisch sich zusammen ziehen, seinen Saft nicht der Suppe mittheilen, sondern in sich behalten, wodurch dasselbe jedenfalls zu einer wohlgeschmeckenderen Speise würde. Doch wenn man gute Bouillon zu haben wünscht, so ist der Geschmack des Fleisches Nebensache. Ehe die Bouillon zu kochen beginnt, muß sie ganz rein abgeschäumt werden, denn ohne diese Vorsicht würde sie trübe. Die mit der Suppe zu kochenden Wurzeln und Gemüse werden zugleich mit dem Salz und Fleisch in den Topf gethan.

Kurz vorher, ehe man die fertige Suppe durchgießen will, macht man ein helles Feuer, damit die Bouillon in großen Wellen kocht, hält dann den Kochlöffel vor das zurückweichende Fett, und gießt durch ein feines Sieb die Suppe in die Terrine; liebt man etwas Fett auf der Brühe, so kann man davon nach Belieben hinzu thun.

Gewöhnlich giebt man zu der Bouillon Semmelschnitten, am besten geröstete, doch ist es rathsam, noch vor dem Anrichten der Suppe etwas Bouillon auf die gerösteten Semmelschnitten zu gießen, damit sie nicht mehr hart sind, wenn die Suppe aufgetragen werden soll.

Die Gemüse und Wurzeln, welche im Topfe kochen, können entweder in der Suppe selbst oder nebenbei auf einem Teller zur Suppe gegeben werden.

Die Mohrrüben, welche zur Suppe nicht verzehrt werden, kann man sehr gut zu Salat benutzen. Man brückt sie mit einer Gabel, wodurch sie gerippt erscheinen, und würzt sie wie andern Salat. Auf diese Weise zubereitet können sie auch als Garnitur des Rindfleischs dienen.

Das richtige Verhältnis des Fleisches zum Wasser, um eine gute Bouillon zu erhalten, ist ungefähr: auf 1 Pfund Fleisch 2 Pfund Wasser.

Will man den Geschmack der Bouillon noch verfeinern, so kann man eine Hanne oder Butterschmalz hinzu thun, dagegen die Quantität des Rindfleischs vermindern. Auch ein Stück Hammelfleisch giebt der Brühe einen angenehmen Geschmack und ist nachher, mit einer pikanten Sauce angerichtet, als Nebenspeise wohl anzuwenden. Ein altes Rebhuhn erhöht den Geschmack der Bouillon noch mehr und macht ihn sogar delicia. Für Magen von zarter Beschaffenheit ist es sehr zuträglich, wenn die Bouillon durch etwas Kalbsfleisch, das dem Rindfleisch zugelegt wird, mehr Milde erhält. Ein Kalbsfuß ist dazu sehr zu empfehlen, man ist ihn dann mit Essig- und Wein- oder sonst einer andern pikanten Sauce.

Beim Kochen der Bouillon kann man gleichzeitig die

Fleischstückchen und Knochen, welche beim Putzen des Fleisches abge schnitten werden mußten, wieder mit in den Topf thun, damit die Kraft auskoche.

Auch einen kleinen Kohlkopf kann man mit kochen lassen, doch ist die Bouillon alsdann nicht zu jeder andern Speise zu brauchen, weil der Kohlgeschmack sich nicht mit allen verträgt. Ueberhaupt ist die mit Kohl gekochte Bouillon nicht gut aufzubewahren. In manchen Haushaltungen herrscht der Gebrauch, 2 Stunden vor dem Mittagessen ein Leinwandstückchen, zum vierten Theil mit Reis gefüllt, in den Topf zu hängen, und den Reis auf diese Weise gar kochen zu lassen. Zu Mittag vor dem Anrichten wird das Stückchen heraus genommen, aufgebunden, der Inhalt auf den Boden der Terrine geschüttet, und die Suppe darüber gegossen. Der Reis verändert etwas den Geschmack der Bouillon und macht sie weniger klar, auch weniger zum Aufbewahren geeignet, weil der Reis leicht säuert, doch die Suppe ist gut. Zwei Stunden vor Mittag muß man die Bouillon kochen, ob sie gebrüht gefaselt und kräftig ist. Dem letzteren Mangel kann dadurch abgeholfen werden, daß man die Bouillon einige Zeit stärker, und aufgedeckt kochen läßt. Sollte die Brühe zu stark sein, so gießt man etwas heißes Wasser zu, welches, da es noch zwei Stunden mit dem Fleische kochen kann, sich hinreichend mit dem Ganzen verbindet.

Wenn man die Suppe durch das Sieb gegossen und noch Bouillon übrig hat, so gieße man diese klar ab und bedeck sie nicht eher zu, bis sie ganz ausgekühlt. Im andern Falle säuert sie leicht. Bei warmem Wetter muß man die Bouillon am andern Tage, wenn sie dauern soll, nochmals aufkochen; im Winter hält sie sich 2 oder 3 Tage. Will man sie noch länger aufbewahren, so muß sie wieder aufgekocht werden.

Das Fett, das sich auf die Bouillon setzt, ist das geeignetste zum Backen und Braten und muß daher sorgfältig abgenommen und gesammelt werden. Nachdem man es hat abtropfen lassen, läßt man es schmelzen, nochmals über dem Feuer aufwallen, dann erkalten, und bewahrt es auf für gelegentlichen Gebrauch.

Eine kräftige Bouillon läßt sich auch mit wenig Fleisch, aus vielen Rind- und Kalbsknochen herstellen; eine weniger gute, welche jedoch manchmal für solche gelten muß, aus Bratenauce und heißem Wasser, wozu die Sauce von gebratenem Geflügel am geeignetsten ist. Sie wird einfach in kochendem Wasser aufgelöst und vertritt die Stelle der Bouillon aus-hülfsweise ganz angemessen.

Zur Bereitung von Kraftbouillon giebt Dr. Benfer folgendes Recept: 1 Pfund mageres Rindfleisch wird von Fett und Knochen gereinigt, klein gehackt, mit 1 Pfund kaltem Wassers angesetzt und langsam in's Kochen gebracht. Nachdem es einige Minuten gekocht hat, seigt man die Flüssigkeit durch ein Tuch und erhält so eine höchst kräftige Fleischbrühe, die in vielen Krankheiten, namentlich bei Schwächezuständen, höchst wirksam ist.

[2842]

Worte und Gedanken.

Nr. 1. Der Doctor

Nr. 2. Der Schmarozer



Spricht: „Bedenklicher Pulsschlag — zu Bette legen — Etwas verschreiben.“
(und denkt: Kleiner Schnupfen — 12 Besuche à 2 Thaler — macht 24 Thaler.)



Spricht: „Das ist wirklich schon Ihr Kleiner, gnädige Frau? Ein bildschönes Kind — die ganze Mutter.“
(und denkt: Der reine Affe aus dem zoologischen Garten.)



Wer nicht gelitten — hat nur halb gelebt;
 Wer nicht gekämpft — hat wohl auch nicht gekrebt;
 Wer nie geweint — hat halb auch nur gelacht;
 Wer nie geweint — hat wohl kaum gedacht.

Dem Elend des Armen läßt sich abhelfen, dem des Geizigen niemals.

Beim Leben unserer Freunde denken wir der guten Eigenschaften, die ihnen fehlen, nach ihrem Tode erinnern wir uns auch derer, die sie besaßen.

Was will ein Glück denn sagen, das Du nicht pflanzen kannst?
 Was will ein Frieden frommen, den Du nicht selbst gewinnst?
 O, seliger als geleitet auf weichen Matten gehn —
 Ist zwischen Felsenklippen auf eignen Füßen gehn.

Was ich mir wünsche? daß im Silberhaar
 Mein Hirn noch stolz und kräftig sei und klar,
 Daß, sonder Schmutz, für alles Lebens Zeit
 Mein Herz erblüh' in Lieb und Lauterkeit.
 Ich wünsche nicht, daß fern jedweden Schmerz,
 Sich Rosen nur um meine Pfade ranken,
 Doch wünsch' ich all' Zeit mir ein reines Herz
 Und eine Fülle ewiger Gedanken.

Was die Zeit uns an Erfahrung giebt, ist oft nur ein trauriger
 Erfah für die Illusionen, die sie uns nahm.

O selig, wen gefunden das echte Menschenleid
 Und ihr hinaufgewunden aus Nacht und Dunkelheit!
 Aus dieses Leidens Tiefen erblüht ein Herz, ein Geist
 Voll Milde, Kraft und Weisheit, der weiß, was Leben heißt.

Die Reue bringt uns Gott näher, als die Sünde Macht hatte
 uns von ihm zu entfernen.

Erster Rebus.



Auflösung der Räffelsprung-Aufgabe in Nr. 11.

Gut Glück ohne Mangel ist nimmer ohn' Angel.
 Drum willst Du Dich vor Leid bewahren,
 So stehe zu den Unsichtbaren,
 Daß sie zum Glück den Schmerz verleiht'n.
 Noch Keinen sah ich fröhlich enden,
 Auf den mit immer vollen Händen
 Die Götter ihre Gaben streut'n.

Auflösung des Rebus in Nr. 11.

Man kann wohl fünfhundert Meilen reisen, bevor man einen Freund findet.

Auflösung der Charade in Nr. 11.

Mo de
 u der



In eine lichte Rotunde schaut
 Hinauf mein staunender Blick.
 Von Adams Erzeugten hat's Keiner gebaut,
 Dies künstliche Meisterstück.
 Die Säulen sind nicht von Marmor und Holz,
 Von keinem Metall; doch schwebt es stolz
 In freier Höhe, selbst bei den Gewalten
 Des Sturmes vermögend sich fest zu halten.
 Wer misst die Balken, wer zählt die Menge
 Der lustigen Halle, der schwebenden Gänge?
 In der Mitte die waltende Herrin wohnt,
 In strahlender Mitte die Göttin thront.
 Nun gebet mir Kunde,
 Wie heißt die Rotunde?
 Sie ist nicht des Himmels besterter Bogen,
 Der sich spiegelt im Glanze der Meereswogen.
 Eine Mördergrube meine Rotunde ist;
 Den Pilgrim zu ihr die Göttin frist.

[826]

W. H.

Zweiter Rebus.



Correspondence.

Hrn. M. D. G. in B. G. Ihre Zusendung war uns angenehm und werden wir uns freuen, wenn Sie von Zeit zu Zeit ähnliche Beiträge liefern.

G. G. Die Anwendung ist noch zweifelhaft.

G. M. in W. Für den Augenblick können wir von den uns gütigst mitgetheilten Schriften keinen Gebrauch machen.

F. B. Richtig!

Hrn. M. K. in G. Ihr Wunsch soll Berücksichtigung finden.

H. M. in B. Ihr erkrankter Wunsch ist, obgleich sehr bescheiden, doch unerfüllbar, den Wenigsten unserer Abonnentinnen würde mit dergleichen weltbekannten Liebern gedient sein. Ihrem andern Begehren sind wir gern willfährig.

Hr. Baronin a. K. in Br. u. Sie werden jetzt bereits wieder im Besiz Ihres Manuscripts sein.

H. B. in G. Das uns von Ihnen freundlich mitgetheilte Gedicht konnte trotzdem, daß es uns sehr wohl gefiel, im Bazar keinen Platz mehr finden, da sein Erscheinen ein „verspätetes“ gewesen wäre.

Hrn. B. in N. Ihre Sendung wird Anwendung finden.

Hr. G. Sch. in G. Dank für gütige Mittheilung. Sie gestatten uns, über die Manuscripte bei passender Gelegenheit zu verfügen.

Hr. A. D. in F. So rasch kann leider Ihr Wunsch nicht erfüllt werden. — Nr. 16 des Bazar bringt ein Dessin zu einer Altardecke und ein Dessin zum Chorhomb, in Häfel- oder Kiletarbeit.

Hr. M. H. auf W. Ein weißes Biquésleid ist am geeignetsten mit glattem Rocke und Schoosjäcken anzufertigen. Worten und Eigenbesatz ist dazu eine sehr passende Verzierung; zu einem Besatz à bandes finden Sie sehr hübsche Dessins in folgenden Nummern des Bazar: Nr. 36, 40, 48 des vorigen Jahrganges. — Schnittmuster zu Tailen werden in Nr. 18 des Bazar erscheinen.

Hr. A. G. in Bz. Wenn es möglich ist.

Hr. M. v. S. in Br. Nr. 36 des vorigen Jahrganges enthält den Schnitt der von Ihnen bezeichneten Mantillen nebst Stickerei-Dessin.

H. G. v. G. in Wien. Sollte Ihnen das Copirpapier nicht bekannt sein, dessen man sich zum Uebertragen der Dessins auf dicke Stoffe bedient? Sie können dasselbe in weißer, blauer und rother Farbe nebst Eisenbeingriffel durch jede Buchhandlung beziehen; man legt dieses Papier zwischen Stoff und Muster, fährt mit der Spitze des Griffels, oder eines andern etwas spitzen Gegenstandes (z. B. einer feinen Stricknadel), die Linien der Zeichnung entlang, und wird dadurch das Muster auf den Stoff in der Farbe des Copirpapiers übertragen. — Eine Bordüre zum Tapetich in Tapissierarbeit finden Sie in Nr. 36 so wie in Nr. 8 des vorigen Jahrganges.

Hr. A. A. in St-g. Sobald als möglich.

Hr. L. D. in B. Einiges von dem was Sie wünschen wird allerdings im Bazar erscheinen, doch noch nicht so bald.

Hr. K-r. Eine sehr ausführliche Beschreibung der Mosaikarbeit in versetzten Perlen befindet sich in Nr. 4 dieses Jahrganges, Seite 28, Beschreibung des Lampentellers.

Hr. M. N. in B. Nr. 44 des vorigen Jahrganges enthält ein Häfel-dessin zu Antimaccassars — andere finden Sie noch in früheren Nummern. Vorläufig können wir eine abermalige Lieferung des Gewünschten nicht versprechen.

Hr. K. in L. Unsere Supplemente sind schon für mehrere Nummern im Voraus gefüllt, so daß es vorläufig unmöglich ist, Ihren Wunsch zu berücksichtigen.

Wir haben für diejenigen unserer Abonnentinnen, welche den Bazar von Nr. 13 an (dem 2. Quartale) beziehen, eine kleine Anzahl Exemplare des ersten Quartales, in welchem auch die Erzählung „Amy Moss“ beginnt, reservirt. — Zum bekannten Preise von 20 Sgr. ist dies Quartal durch die resp. Buchhandlungen und Post-Konten zu beziehen.

Die Administration des Bazar.